28.-

8248 K

A 35

cpl. compl.

1. Ausg.

Holzm. Boh.

II, 2305.

Joh. Chr. v. Schmid

Ala

Schmid
121

Niederstetten

Al. Schön. Sc.

Eustachius.

Eine Geschichte
der
christlichen Vorzeit,
neu erzählt
für
die Christen unserer Zeit
von dem
Verfasser der Genovefa.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg,
in der J. Wolffischen Verlagsbuchhandlung.
1828.

1968.1571

Approbation.

Das

Bischöfliche Ordinariat Augsburg.

Eustachius, eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit, von dem Verfasser der Genovefa (Herrn Christoph Schmid, jetzt Domkapitular in Augsburg), enthält nichts gegen die christkatholische Glaubens- und Sittenlehre; wohl aber ist das Lesen dieser Geschichte wegen ihres lehrreichen und erbaulichen Inhaltes den Christen vorzüglich zu empfehlen;

demnach wird dieselbe des Druckens würdig erachtet.

Augsburg, den 30. May 1827.

Dr. Joseph von Weber,
Generalvikar.

Joseph Anton Ried,
G. V. Sekretär.

Vorrede.

Was in der Vorrede zur Geschichte der Genovefa gesagt worden, gilt auch von der gegenwärtigen Geschichte des heiligen Eustachius, die in vieler Hinsicht ein Seitenstück zu jener seyn dürfte.

Die Hauptbegebenheiten haben die Wahrheit einer Geschichte.

Mehrere gelehrte und berühmte Geschichtforscher, als Leo Allatius, Combefisius, Athanasius Kircherus, Baronius, Papebrochius, Tillemont, Baillet und andere, haben sich zwar über die griechische Urkun-

de dieser Geschichte sehr verschieden geäußert. Allein der Verfasser der vorliegenden Erzählung suchte zwischen diesen entgegengesetzten Meynungen die Mitte zu halten, und hofft so der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn. Einwendungen von Wichtigkeit dürften in dieser Bearbeitung von selbst hinweg fallen. Uebrigens konnte und wollte er in seine Erzählung keine gelehrte Untersuchungen und kritische Bemerkungen aufnehmen, indem seine Absicht vorzüglich dahin geht, den christlichen Leser zu erbauen, und also ein solcher Aufwand von Gelehrsamkeit ganz und gar am unrechten Orte angebracht seyn würde.

Den Nebenumständen bemühte sich der Verfasser die Wahrheit eines Gemäldes zu geben.

Einige dieser Umstände gehen aus der Verbindung der Hauptbegebenheiten, und der Denkungsart der handelnden Personen so nothwendig hervor, daß sie jeder nachdenkende Leser bey näherer Erwägung der geschichtlichen Urkunde höchst wahrscheinlich finden müßte; andere Umstände sind aus verschiedenen alten Schriften genommen, die über die Geschichte jener Zeit einiges Licht verbreiten; noch andere kleine Umstände sind so unbedeutend, daß sich nichts von ihnen sagen läßt, als sie seyen zur lebhaften und rührenden Darstellung einer Begebenheit nun einmal unentbehrlich.

Eine solche Darstellung, aus der besonders der hohe Werth des Christenthumes hervorleuchte, seinen verehrten Lesern zu geben, war das aufrichtige Bestreben des

Verfassers, und was er dort in der Vorrede zur Genovefa sagte, wiederholt er auch hier: „Eine einzige Thräne der frommen Rührung, der Beruhigung in ähnlichen Leiden, des frommen Vertrauens auf Gott wird ihm der schönste Lohn seyn, den er sich hier auf Erden nur immer wünschen kann.“

Stadion im Oktober 1826.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Im Kreuze ist Heil.

Hundert Jahre nachdem Christus geboren war, unter der Regierung des Römischen Kaisers Trajan, lebte der Feldherr Plazidus, der unter dem Namen Eustachius in der ganzen christlichen Welt bekannt worden. Er hatte die Parther, die Feinde Roms, in mehreren Schlachten besiegt und sich großen Ruhm erworben. Nachdem der Friede hergestellt war, begab er sich, fern von dem kaiserlichen Hofe, auf sein abgelegenes Landgut. Hier, in seinem väterlichen Hause, das in der edlen Römischen Bauart aufgeführt und von Gärten und Weinbergen, Wiesen und Kornfeldern umgeben war, fühlte er sich glücklicher, als in Rom, der damaligen Hauptstadt der Welt. Die unermeßliche Pracht und Verschwendung, die damals in Rom herrschten und dieser Stadt in der Folge den Untergang zuzogen, waren ihm zuwider. Er blieb den einfachen Sitten seiner Väter, der alten Römer, getreu. Obwohl er große Reichthümer besaß, so erblickte man in seiner Wohnung dennoch nichts von unnöthigen und kostbaren Ge-

räthschaften, und auf seine Tafel kamen keine überflüßige Gerichte. Nur Ordnung, Reinlichkeit und eine sehr einfache, jedoch seinem Stande gemäße Einrichtung gaben seiner Wohnung einen eigenthümlichen Glanz. Er war von altem Römischen Adel; allein seine edlen Gesinnungen adelten ihn noch mehr. Seine Gemahlin, eine Frau von großer Schönheit und ungemeiner Anmuth, war ihm sowohl an Adel der Geburt — als der Gesinnungen vollkommen gleich. Man konnte wohl in dem ganzen weiten Römerreiche kaum ein vortrefflichers und glücklichers Ehepaar finden — und was ihre Glückseligkeit auf Erden vollendete, waren zwey liebenswürdige, hoffnungsvolle Knaben. Der ältere Knabe war an edler Gesichtsbildung dem Vater ähnlich; in dem lieblichen Gesichtchen des jüngern erkannte man sogleich die sanften Züge der Mutter; das Betragen beyder Knaben aber zeigte, daß sie einst beyde an Edelsinn und Tugend ihren Aeltern gleichen würden. Der Morgen ihres Lebens versprach den schönsten Tag.

Einen so großen Ruhm sich Eustachius zur Zeit des Krieges durch seine Tapferkeit als Feldherr erworben hatte; so rühmlich zeichnete er sich jetzt zur Zeit des Friedens durch seine Menschenfreundlichkeit gegen seine Untergebenen, und seine Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen aus Er hielt zur Bestellung seiner vielen Feldgüter und zu

Besorgung seiner zahlreichen Heerden eine Menge Knechte und Mägde, die nach damaliger Verfassung seine Sklaven und Sklavinnen waren. Allein er war ihnen ein milder Herr; er ehrte in ihnen die menschliche Natur und that alles, sie zu guten Menschen zu bilden, ihnen das Loos der Dienstbarkeit zu erleichtern, und sie glücklich zu machen. Oefter im Jahre, zu Anfang des Frühlings, zur Aerntezeit, zur Zeit der Weinlese, und im Spätherbste, wenn alle Feldarbeiten geendet waren und das Jahr sich zur Ruhe des Winters neigte, gab er ihnen ländliche Feste; und man sah ihn nie vergnügter, als wenn er alle seine Untergebene um sich her recht froh und fröhlich sah. Er betrachtete alle als Eine ihm angehörige Familie und fühlte sich in ihrer Mitte so glücklich, wie ein liebevoller Vater in der Mitte seiner Kinder. Mit wohlwollenden Blicken schaute er umher, ob nicht diesem oder jenem etwas abgehe, und ermunterte alle mit freundlichen Worten zur Freude. Mehreren seiner Sklaven und Sklavinnen schenkte er die Freiheit, sobald er sie für fähig hielt, ein solches Glück zu ertragen, und er gab ihnen überdieß noch ein kleines Gütchen dazu, das sie nun auf ihre eigne Rechnung bauen konnten und wovon sie ihm nur geringe Abgaben zu leisten hatten. Manchem tapferen Krieger, der unter ihm gedient hatte, wies er ein Stück Ackerfeld an und ließ ihm ein Haus bauen, da-

mit derselbe nach blutigen Schlachten nun am eignen Heerde das Glück des Friedens genießen möge. Viele auswärtige Unglückliche nahmen ihre Zuflucht zu ihm; und er ließ, so viel es an ihm lag, keinen Einzigen ohne Trost und Hülfe zurückkehren. Seine Reichthümer freuten ihn blos, weil er Andere damit beglücken konnte, und er rechnete es sich zur Ehre, mit eben der Hand, die das Schwert so rühmlich geführt hatte, nun Wohlthaten unter die Dürftigen auszutheilen. Als einst bey dem Feste des wiederkehrenden Frühlings einige dankbare Landleute, die er aus großer Noth errettet hatte, bis zu Thränen gerührt, ihm und seiner Gemahlin einen Blumenkranz darbrachten, sprach er zu seiner Gemahlin: „Der blutbespritzte Lorbeerkranz mag immerhin für ruhmvoller gehalten werden; allein ein solcher Blumenkranz dünkt mich doch lieblicher und erfreulicher; denn sieh — er glänzt nur von Thränen des Dankes!“

Die weit ausgedehnten Besitzungen des edlen Feldherrn waren zwischen den alten Städten Tibur und Präneste gelegen, und von einer Seite mit einem waldigen Gebirge begränzt, in dem sich eine Menge Gewild aufhielt. Eustachius fand Vergnügen daran, hier zu jagen, indem er die Jagd mit ihren Gefahren und Beschwerden als eine Art von Krieg ansah, die ihn in Uebung erhielt, damit er, wenn er wieder zu Felde zie-

hen müßte, zum Kriege nicht untauglich seyn möchte. Seit einiger Zeit schien er diesem Vergnügen mehr nachzuhängen, als sonst. Er brachte manchmal zwey bis drey Tage in den waldigen Bergen zu, und übernachtete sogar dort unter dichten Bäumen oder in einer Felsenhöhle. Allein ihm war es gerade jetzt am wenigsten um das Vergnügen der Jagd zu thun. Ihn beschäftigten ganz andere Angelegenheiten; in seinem Innersten ging eine große Veränderung vor. Eustachius fing an, jetzt da der Friede ihm mehr Zeit dazu ließ, über die Bedeutung des menschlichen Lebens, über die Bestimmung, das Ziel und Ende des Menschen ernstlicher nachzudenken. Die Finsterniß und tiefe Stille der Wälder, wo ihn niemand, selbst nicht die zärtliche Gattin und die fröhlichen Kinder in seinen Betrachtungen störten, fand er dazu am meisten geeignet. Oft meynten seine Jagdgenossen, er habe sich blos in Verfolgung eines Stück Wildes von ihnen entfernt; er aber saß irgend im Schatten dichter Bäume auf einem umgestürzten Baumstamme und sann über wichtigere Dinge nach. Der große Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum hatte damals längst begonnen und bewegte überall die Welt. Die Heiden bedienten sich all ihrer Macht, des Feuers und des Schwertes, um die Christen auszurotten. Die Christen hatten ihnen nichts entgegen zu setzen, als ruhige Vernunft und anspruchslose Weisheit, als

Glauben an Gott und ihren Erlöser, Hoffnung eines bessern Lebens und Liebe gegen alle Menschen, selbst gegen ihre Verfolger. Unzählige wurden hingerichtet, ja mit den grausamsten Peinen zu Tode gefoltert. Und dennoch vermehrte sich die Zahl der Christen auf eine wunderbare Weise. Das Christenthum verbreitete sich nicht nur in alle Städte, sondern auch in die Dörfer und einzelnen Landhäuser. In vielen Gegenden standen die heidnischen Tempel beinahe verlassen, auf ihren Altären wurde nicht mehr geopfert, und die Opferthiere fanden keine Käufer mehr. Selbst am Hofe des Kaisers und unter dem Kriegsheere waren viele dem christlichen Glauben ergeben.

Eustachius sah die Thorheit des heidnischen Götzendienstes immer mehr ein. Er verabscheute die Grausamkeit, mit der man die Christen verfolgte; er hatte manche Christen in Schutz genommen und ihnen durch sein Ansehen das Leben gerettet; er wußte, daß selbst unter seinen Untergebenen sich Christen befanden, und erwies sich gegen sie sehr gütig. Allein er selbst war zur Zeit noch kein Christ. Er kannte das Christenthum noch zu wenig, um es nach Verdienst zu schätzen und lieb zu gewinnen.

Eines Tages nun hatte er, von vielen Jagdliebhabern und einem zahlreichen Gefolge begleitet, sich wieder auf die Jagd begeben. Die Jagdgesellschaft zerstreute sich in kleinere Schaaren

durch das Gebirg. Eine Menge Wild wurde erlegt. Gegen Abend jagte Eustachius noch einen ungemein großen Hirsch auf, verfolgte ihn sehr eifrig zu Pferd, und entfernte sich weit von seinen Gefährten. Allein herabhängende Baumzweige und vorgestreckte Baumwurzeln machten ihm das Nachsetzen bald sehr beschwerlich, und eine hoch emporragende Felsenwand machte es ihm zuletzt gar unmöglich. Ermüdet stieg er ab, und band sein Pferd an einen Baum. Der Ort schien ihm ganz besonders angenehm und sehr geschickt zum Nachdenken. Der tiefe blaue Himmel strahlte nur sparsam zwischen hohen, blätterreichen Pappelbäumen und den dichten, schwarzgrünen Fichten hindurch; von der nahen Felsenwand, aus der mehrere Lorbeerbäume emporsproßten, fiel ein klarer Bach mit sanftem Geräusche von Stufe zu Stufe, und arbeitete sich schäumend zwischen bemoosten Steinen hindurch. Nur einzelne Sonnenstrahlen drangen in das grüne Dunkel und beleuchteten mit kräftigem Lichte hier einige purpurne Waldblumen, da die graue mit grünem Moose bewachsene Rinde eines Baumes, dort den zarten Silberschaum des Wasserfalls. Eustachius setzte sich auf ein herabgestürztes Felsenstück, stützte den Kopf auf die Hand und sann aufs neue den Gedanken nach, mit denen er sich schon längere Zeit her so ernstlich beschäftigt hatte.

„Es ist unwidersprechlich, sagte er bey sich selbst, ein weiser Schöpfer hat diese Welt hervorgebracht. Seine unermeßliche Macht und Herrlichkeit, die uns unsichtbar ist, zeigt sich augenscheinlich in allen sichtbaren Geschöpfen. Die leuchtende Sonne am Himmel und die Blume hier zu meinen Füßen, der starre Fels dort und die bewegliche Wasserwelle, die von ihm herabstürzt, der ungeheure Fichtenbaum da und jedes Moosfäserchen an seinem Stamme sind lauter Zeugen seiner Weisheit, Güte und Macht; die unzähligen Blätter der Bäume sind eben so viele Zungen, die uns davon erzählen. Jedes Geschöpf ist in seiner Art vollendet, und verherrlichet seinen Schöpfer.“

„Allein warum ist der Mensch, den seine schöne aufrechte Gestalt, Vernunft und Sprache über alle Geschöpfe der Erde erheben, in so mancher Hinsicht das allerunvollkommenste Geschöpf? Wie kommt es doch, daß der Mensch, der mit seinem großen Verstande so viele Künste und Wissenschaften erfindet, gerade im Allerwichtigsten, in der Erkenntniß seines Schöpfers so unwissend ist? Welche Thorheit hat sich ganzer Völker, ja sogar des mächtigsten aller Völker, der Römer, bemächtigt, daß sie Metalle, Steine und Holz der Gottheit gleich achten und sie anbethen? Allein warum sind wir jenem großen Geiste, der alles schuf, so entfremdet, daß wir uns keine

richtige Vorstellung von Ihm machen können? Warum wissen wir so wenig von Ihm? Warum giebt Er sich uns nicht näher zu erkennen? Ach mich dünkt, irgend eine traurige Begebenheit muß den menschlichen Verstand so zerrüttet haben, daß er sich von der rechten Erkenntniß so weit verirren und in so schrecklichen Unsinn verfallen konnte!"

„Mit der menschlichen Tugend steht es um nichts besser, als mit der mangelhaften Erkenntniß des Menschen. Warum schwebt mir ein Bild menschlicher Vollkommenheit vor, das ich nicht zu erreichen vermag? Warum sehen wir ein, was schön und gut und recht ist — haben wohl auch Freude daran — und thun dennoch dasjenige, was schlecht ist und was wir verabscheuen? Woher kommt dieser Zwiespalt im Menschen? Warum ist der größte Theil der Menschen so ausgeartet, so in Sünde und Laster versunken, daß er ganz das Gegentheil von dem ist, was ein ächter Mensch seyn sollte? Ach, wenn ich unsre Geschichtbücher aufschlage, wie graut es mir oft über alle die Gräuel, die schon von Menschen verübt worden! — Doch was habe ich nöthig, in der Weltgeschichte zu forschen? Ich darf nur in mein Inneres blicken. Ich wurde zwar immer den vortrefflichsten Männern beygezählt; allein wie vieles habe ich mir vorzuwerfen! Wie oft ließ ich mich von Leidenschaft hinreißen! Wie

so manches Gute, das ich hätte zu Stande bringen sollen, ward versäumt! Wie manche meiner gepriesensten Handlungen waren von geheimer Ruhmsucht befleckt? Und woher nehme ich nun Beruhigung über das Vergangene — woher Kraft, jene Stufe von Vollkommenheit zu erreichen, nach der Etwas in mir mich streben heißt! Wahrhaftig, der Mensch ist ein gebrechliches, sündiges Geschöpf, das sich selbst nicht zu helfen weiß."

„Und ach, wie groß ist das Elend des Menschen auf Erden! Unter Winseln und Schmerzen wird der Mensch zur Welt geboren; unter Angstschweiß und hartem Röcheln geht er wieder hinaus. Und sein ganzer Lebenslauf — wie vielen Arbeiten, Mühseligkeiten, Sorgen ist er nicht ausgesetzt? Welch ein unübersehbares Heer von Krankheiten bedrohet ihn? Und wenn er auch sein ganzes Leben in Gesundheit, Fröhlichkeit und Ueberfluß zubrächte — wie bald nimmt das alles ein Ende? Wie verbittert ihm die Furcht des Todes den gegenwärtigen Genuß? Wie viel glücklicher ist der Vogel, der auf dem Baume dort fröhlich singt und von seinem bevorstehenden Tode nichts weiß? Und wie ists nach dem Tode mit uns bestellt? Was bleibt nach dem Tode von dem Menschen noch übrig? — Was wir mit Augen sehen, ist nichts weiter, als eine Handvoll Staub und Asche — die Leiche mag nun nach der Sitte der Römer verbrannt oder nach

dem Gebrauche anderer Völker in das Grab verscharrt werden. Allein wer sagt uns sicher, was es mit dem abgeschiedenen Geiste, den wir Römer blos einen Schatten nennen, für eine weitere Beschaffenheit habe? — Ach wir können an jenes unbekannte Land, wo wir alle hin müssen und von wo keiner zurückkömmt, nicht anders als mit Schaudern denken!"

„Zwar die Christen glauben, ihnen habe sich der unsichtbare Schöpfer der sichtbaren Welt näher geoffenbart. Sie rühmen sich einer helleren Erkenntniß göttlicher Dinge. Sie glauben, die Kräfte gefunden zu haben, die dem Menschen fehlen, um das zu werden, was er seyn sollte. Sie halten sich, so verachtet und verfolgt sie sind, für die glücklichsten Menschen unter der Sonne. Wirklich scheinen sie auch Menschen besserer Art. Sie lieben einander, sie sind ohne Falsch und Verstellung, und von Herzen demüthig; sie sind uneigennützig, gütig, barmherzig, sanftmüthig, ohne alle Rachgier; sie sind standhaft, getrost und heiter, selbst in den größten Peinen. Sie scheuen den Tod nicht, sie freuen sich vielmehr desselben; sie umarmen ihn gleichsam als einen Freund, als einen Bothen Gottes, der sie hinüber bringt in ein besseres Land. — Allein wie vieles von dem, was ich von ihrer Lehre hörte, scheint mir höchst thöricht! Sie glauben, ein Sohn des allerhöchsten Gottes sey vom Himmel gekommen, ihnen zu helfen —

aber selbst hülflos am Kreuze gestorben. Dieses Einzige allein wäre schon zurückschreckend genug. Denn das Kreuz, an dem bey uns die größten Uebelthäter die Todesstrafe ausstehen müßen, ist einem rechtlichen Römer ein Gegenstand des Abscheues, ehrlos und entehrend, von allem Verächtlichen das Verächtlichste und ein Zeichen des Fluches!"

Er sann weiter nach und versank in Gedanken, aus denen er keinen Ausweg sah. „O Gott, rief er endlich, indem er die Hände faltete und durch die Baumzweige zum Himmel aufblickte, Du mir unbekanntes Wesen, von dem alles Gefühl kommt, der Du das Menschenherz schufst, ihm Erbarmung einhauchtest und also gewiß nicht ohne Barmherzigkeit auf die Menschen, deine Geschöpfe, herabblickest, sieh meine Unwissenheit, meine Sündhaftigkeit und meinen Jammer, und erbarme Dich meiner! Der Hirsch sehnt sich ja nicht vergebens nach einer Wasserquelle! Für jedes Bedürfniß deiner Geschöpfe hast Du weise und liebreich gesorgt. Sollte denn der Mensch mit seinem Durste nach Wahrheit, Tugend und Seligkeit allein leer ausgehen? Ach gieb mir zu erkennen, wohin ich mich wenden soll, da ich der Thorheiten des Heidenthumes überdrüßig bin, und mir der Glaube an einen Helfer, den unsre Krieger hülflos am Kreuze sterben sahen, das Widersinnigste von der Welt scheint!"

Indem er diese Worte sagte, hörte er in den Gesträuchen auf dem nahen Felsen ein Geräusch. Er sah auf und erblickte oben auf dem Felsen den großen Hirsch, den er so lange vergebens verfolgt hatte. Er stand auf und wollte schon nach Pfeil und Bogen greifen — da erschien ihm plötzlich in Mitte über dem ausgebreiteten Geweihe des Hirsches ein helles glänzendes Kreuz, das von Strahlen umgeben war und rings umher das tiefe Dunkel des Waldes gleich einer Sonne erleuchtete. Zu gleicher Zeit hörte er eine Stimme vom Himmel, die ihn mit unaussprechlicher Anmuth und Lieblichkeit bey dem Namen nannte, den er bisher geführt hatte, und ihm zurief: „Plazidus, Plazidus!" Er fiel auf die Knie und rief erschrocken: „Herr, wer bist Du?" Die Stimme antwortete: „Ich bin Christus, der am Kreuze gestorben ist, dich und alle Menschen selig zu machen." Eustachius sprach: „Ach Herr, was willst Du, daß ich thun soll, damit ich selig werde?" Die Stimme sprach: „Geh hin in die nächste Stadt zu dem Bischofe der Christen; dort wirst du inne werden, was du thun sollest."

Die Erscheinung verschwand hierauf gleich einem leuchtenden Blitz in der Finsterniß, und Eustachius sah sich wie vorhin von dem Dunkel des Waldes umgeben. Aber im Innersten seiner Seele war es Licht geworden. Es war ihm eine unbeschreibliche Seligkeit, zu denken, daß Gott sich

der Menschen so liebreich annehme, und auch ihn nicht vergessen habe. Es wäre ihm unmöglich gewesen, diesen Abend noch zu seinen Jagdgefährten zurück zu kehren. Sein ganzes Herz war Erstaunen, Freude, Jubel, Dank und Anbethung. Er brannte vor Begierde, den Bischof der Christen aufzusuchen und zu sprechen. Da es aber für heute zu spät war, so blieb er an der abgelegenen Stelle des Waldes, die ihm nun eine geheiligte Stelle war und ihm der Vorhof des Himmels dünkte — wie einst dem Jakob jener Ort, wo derselbe eine ähnliche Erscheinung gehabt und jene Leiter erblickt hatte, auf der die Engel auf und abstiegen.

Zweites Kapitel.

Die Taufe.

Sobald die ersten Strahlen der Morgenröthe hinter den düstern Lorbeergebüschen des nahen Felsen emporglänzten, bestieg Eustachius sein Pferd und machte sich auf den Weg nach Hause. Indem er so fortritt, hörte er die Jagdhörner und den Ruf seiner Jagdgenossen. Sie hatten ihn die Nacht hindurch nicht vermißt; denn eine jede Schaar glaubte, er befinde sich bey einer andern. Als sie aber am Morgen alle zusammen kamen und ihn nicht erblickten, waren sie sehr besorgt, ob ihm nicht etwa ein Unfall begegnet sey. Sie

begrüßten ihn daher, als sie ihn kommen sahen, mit freudigem Zuruf, und begleiteten ihn frohlockend nach Hause.

Als er in seine Wohnung trat, kam ihm seine Gemahlin Trajana voll Freuden entgegen. Ihr Angesicht war wie verklärt. „Komm doch einen Augenblick mit mir, sagte sie; ich habe dir etwas zu sagen." Sie führte ihn in das nächste Zimmer. „Was ist dir? sprach er. Dir scheint etwas Außerordentliches begegnet zu seyn. Du bist so gerührt und erfreut, als hättest du mir etwas besonders Erfreuliches und Wichtiges zu verkünden."

„So ist es auch, mein Herr und Gemahl! sagte sie. Es scheint zwar, auch dir sey ein größeres Glück begegnet, als das Weidwerk dir gewähren konnte. Allein höre zuerst mich an; das Herz ist mir zu voll, als daß ich nur einen Augenblick zögern könnte, dir meine Freude zu verkünden. Denn sieh, in der verflossenen Nacht lag ich schlaflos auf meinem Lager und dachte den Reden nach, die du eine Zeit her öfter mit mir geführt hast. Die Vorstellungen, die sich unser Volk von dem höchsten Wesen macht, beleidigten schon lange her mein sittliches Gefühl und schienen mir eitel und thöricht; allein ich fürchtete mich doch, den Glauben, in dem ich aufgewachsen bin, sogleich aufzugeben und den Altären zu entsagen, an denen noch immer unser Kaiser und die angesehensten Männer opfern. Und dann —

wohin sollte ich mich wenden? „Ach, rief ich, wer giebt mir Licht in diesem Dunkel; wer führt mich zur Wahrheit, in der allein Heil ist!“ Unter diesen Gedanken schlief ich ein. Da sah ich im Traume einen Unbekannten voll göttlicher Hoheit und himmlischer Anmuth aus einer lichten Wolke hervortreten, der freundlich zu mir sagte: „Du, dein Mann und deine Kinder werden morgen zu Mir kommen und inne werden: Ich sey es, der diejenigen, die Mich lieben, zum Heile führt.“ So sprach er — und ich erwachte. Was hältst du nun von diesem Traume, liebster Gemahl?“

Eustachius rief hocherfreut: „Der Gott der Christen, der einzig wahre Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, sey gepriesen, daß Er sich auch dir nicht unbezeugt ließ! Der Unbekannte, den du im Traume erblicktest, ist kein Anderer, als Christus der Herr. Er hat sich auch meiner erbarmt und sich auch mir geoffenbart.“ Eustachius erzählte ihr die Erscheinung, die er im Walde gehabt hatte, und während er redete, war es ihr nicht anders, als glänzte auf seinem Angesicht noch ein Widerschein von jenem himmlischen Lichte, das jenes glänzende Kreuz umgeben hatte.

Trajana hing an seinen Blicken, und hörte ihm mit frommer Andacht und gefalteten Händen zu. „O wie schön, sagte sie, treffen die himm-

lische Erscheinung, die du sahest, und der Traum, den ich hatte, zusammen! Sie bestätigen sich so wechselweise als wahr. Ja, Er, der Göttliche, den die Christen den Erlöser der Welt nennen, will uns und unsern Kindern ein höheres Heil bereiten, als diese Welt uns geben kann. Deswegen, liebster Gemahl, wird es, wie du auch finden wirst, das Beste seyn, es nicht zu verschieben, uns des angebotenen Heiles theilhaftig zu machen. Wir wollen uns nicht träg und saumselig finden lassen, das verheißene Kleinod zu erlangen. Heute noch wollen wir uns zu dem Bischofe begeben und vernehmen, was Christus der Herr uns durch den Mund dieses seines Dieners befehlen wird."

„So sey es, sprach Eustachius; wir wollen unser Haus, das wir in der Stadt haben, beziehen, und werden dann leicht Gelegenheit finden, den Bischof mehr als einmal zu sprechen." Er ließ nun zwey vertraute Männer rufen, die als tapfere Krieger unter ihm den Parthischen Krieg mitgemacht hatten, und die er, wegen ihrer besondern Anhänglichkeit an ihn, als seine Diener in sein Haus aufgenommen hatte. Der Eine hieß Akazius, der Andere Antiochus. Sie waren Beyde die redlichsten Seelen, und, was Eustachius gar wohl wußte, dem Christenthume von ganzem Herzen ergeben. Eustachius erzählte

ihnen, wie Christus sich ihm dort im Walde so wunderbar geoffenbaret habe.

Akazius schlug die Hände zusammen und rief laut aus: „Gepriesen sey Gott, unser Vater im Himmel, und unser Herr und Heiland, Jesus Christus, daß nun auch du, lieber Feldherr, zur Erkenntniß der Wahrheit berufen wirst. Du warst, wie ich oft zu Antiochus und zu andern Christen sagte, bisher immer, besonders an Barmherzigkeit gegen die Armen, jenem Hauptmanne Kornelius ähnlich, der sich durch seine Wohlthätigkeit das Wohlgefallen Gottes erworben, und durch einen heiligen Engel an den Apostel Petrus gewiesen worden. Auf ähnliche Art weiset dich nun Christus selbst an unsern frommen Bischof Johannes. Gott sey gelobt und sein lieber Sohn, Jesus Christus!"

„Wohl denn, sprach Eustachius, so wollen wir uns in die Stadt begeben. Wählet von meinen Leuten solche zu meinem Gefolge aus, die entweder schon Christen sind, oder verdienen, es zu werden. In der Stadt müsset ihr aber dann sogleich zu dem Bischofe gehen, ihm bezeugen, daß ich nie ein Feind der Christen war, ihm erzählen, daß eine himmlische Erscheinung mich an ihn gewiesen habe, und ihn bitten, mir die Stunde zu bestimmen, in der ich, meine Gemahlin und meine zwey Söhne vor ihm erscheinen dürfen." Es wurden nun sogleich Anstalten

zur Abreise gemacht, und nach einigen Stunden waren Eustachius, seine Gemahlin und Kinder und mehrere getreue Diener und Dienerinnen auf dem Wege zur Stadt.

Akazius und Antiochus gingen sogleich zu dem Bischofe, den sie längst von Angesicht kannten, und dem auch sie als treue Jünger des Herrn längst bekannt waren. Sie sagten ihm ihren Auftrag. Der Bischof freute sich sehr, lobte Gott und Jesus Christus, und sprach dann: „Wir Christen werden in dieser Stadt sehr verfolgt. Leicht könnte ich euch, eurem Herrn, seiner Gemahlin und seinen Kindern Tod und Verderben zuziehen. Bey aller Einfalt der Tauben müssen wir nach dem Ausspruche unsers Herrn klug seyn, wie die Schlangen. Heute Abends, sobald es dunkel geworden, werde ich mich in dem Hause eures Herrn einfinden.“

Die beyden Krieger brachten diese Nachricht ihrem Feldherrn. Er ward von der Willfährigkeit des frommen Bischofs sehr gerührt. Sobald die Sonne untergegangen und die Nacht angebrochen war, versammelte er alle die Seinigen in dem großen Saale des Hauses, den er mit vielen Lichtern erleuchten ließ. Der Bischof kam mit zwey Diakonen. Eustachius eilte ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Allein der Bischof hob ihn auf und sprach, wie einst Petrus zu Kornelius: „Steh auf, ich bin auch nur ein Mensch,

wie du!" Der Bischof trat in den Saal. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er war ein ehrwürdiger Greis, Namens Johannes, voll Weisheit, Liebe und Demuth. Er war noch ein Jünger der Apostel, ja vielleicht gar ein Jünger Desjenigen unter den Aposteln, dessen Namen er trug, und den der Herr vorzüglich lieb hatte. Der Anblick des ehrwürdigen schönen Greises erfüllte alle im Saale mit Ehrfurcht; seine Milde und Freundlichkeit aber mit Liebe und dem herzlichsten Zutrauen.

Eustachius öffnete ihm nun sein ganzes Herz. Er erzählte ihm von seinen Zweifeln, seinen Fehlern, seiner innern Unruhe — und wie Christus der Herr ihn, nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern, an den Bischof gewiesen habe. „Ach, sagte er am Ende seiner Erzählung, du siehst nun, wie Irrthum, Sünde und Elend bisher mein Erbtheil waren; sag nun an, wie mir könne geholfen werden!"

Der Bischof sprach: „Irrthum, Sünde und Elend sind das Erbtheil aller Sterblichen. Jeder Mensch, der in sich geht und sich selbst näher kennen lernt, fühlt einen Mangel, ein Gebrechen in sich, dem er selbst nicht abhelfen kann. Er ahndet es, daß mit dem Menschen etwas vorgegangen seyn müsse, das sein Inneres verfinsterte und zerrüttete, ihn von Gott entfernte, und der Unwissenheit, der Sünde und dem Elende

preis gab. Eben dieses ist nun das Erbgebrechen der menschlichen Natur. Jeder Mensch, der zur Besinnung gekommen, fühlt, daß es so sey, und gelangt bald zu der Ueberzeugung, daß dasjenige was ihm fehle und abgehe, nur anderswoher könne ersetzt und ergänzt werden."

„Diesem Erbgebrechen der Menschen abzuhelfen, ist nun der Sohn Gottes in die Welt gekommen. Er ist das Licht, das unsre Finsterniß erleuchtet, und uns sichere Erkenntniß verschafft, nach der wir dürsten. Er ist das Heil, und hat die Macht, uns unsre Sünden zu vergeben, die Bande, die uns an sie fesseln, zu zerbrechen, und die Folgen der Sünden, die uns elend machen, zu tilgen. Er ist das Leben; Er allein kann uns zu allem Guten beleben; Er allein uns auf Erden schon etwas von jener Seligkeit kosten lassen, die er den Seinen im Himmel bereitet hat; Er allein kann uns Muth verleihen, nicht nur die Leiden der Zeit männlich zu dulden, sondern selbst den Tod nicht zu scheuen, der dem Christen nichts ist als der Eingang in das ewige Leben. Gerade was uns fehlt, giebt Er uns. Die Religion der Christen ist den Bedürfnissen der menschlichen Natur und den edleren Wünschen unsers Herzen genau angemessen. Das wird dir immer deutlicher werden, so wie du die göttliche Lehre Jesu Christi näher kennen lernen und befolgen wirst. Denn ein jeder, der seine Lehre

kennt und befolgt, wird inne, daß sie von Gott sey."

„Ich weiß wohl, sprach der Bischof weiter, wie barmherzig du gegen die Armen warst, und wie du dich besonders der verfolgten Christen angenommen und viele dem angedrohten Tode entrissen hast. So hast du Christus dem Herrn gedient, ohne Ihn zu kennen; jetzt sollst du erfahren, wem du gedient hast."

„Freylich mußte dir, als einem gebornen Römer, das Kreuz bisher ein Zeichen des Fluches seyn; du sahst in ihm nichts, als das furchtbare Werkzeug, woran Uebelthäter und Verbrecher die schmachvollste und schmerzlichste Todesstrafe leiden mußten. Allein seit Christus, der Unschuldigste und Heiligste, aus freyer Liebe, um uns Menschen zu retten, die Schmach und die Schmerzen des Todes am Kreuze duldete, ist uns das Kreuz ein Sinnbild des Höchsten und Besten, das wir uns denken können, der aufopfernden Liebe; denn Gott selbst ist ja die lautere Liebe. Das Kreuz ist uns ein heiliges Zeichen unserer Erlösung; es fordert uns auf, unsern Erlöser, Ihn den Liebevollsten, wieder zu lieben — und Ihm an aufopfernder Liebe, an Demuth und Sanftmuth zu gleichen. Er, der sich bis zum Tod am Kreuze erniedrigte, ward über alle Himmel erhoben, und für alle Menschen, die Ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heiles. Und deßhalb ward auch

dir, dem das Kreuz in himmlischem Glanze erschien, eben dadurch sehr schön und sinnvoll angedeutet: „Im Kreuze sey Heil!“

Der Bischof kam, eingedenk der Worte des Herrn: „Erst lehret, dann taufet sie!“ von nun an jeden Abend in das Haus des Eustachius. Alle im Hause freuten sich auf diese Stunde, und versammelten sich in dem Saale um ihn. Er fing den Unterricht jedesmal mit einem lauten innigen Gebethe an, das alle seine Zuhörer in die Gegenwart Gottes versetzte. Er lehrte sie dann mit ruhiger Weisheit, voll Milde und Anmuth. Er beschloß den Unterricht mit Gebeth — und ermahnte alle, täglich, ja stündlich zu bethen, und mit dem Gebeth auch Fasten und Almosen geben zu vereinen. Sie thaten es; sie warteten mit Sehnsucht auf den Tag, an dem sie durch die Taufe zu Christen sollten eingeweiht, von Sünden gereiniget und mit dem heiligen Geiste erfüllt werden. Der Tag kam; mehrere Christen versammelten sich als Taufzeugen. Es war eine rührende, feyerliche Handlung, da Eustachius, seine Gemahlin, und auch die zwey kleinen Söhne ihren Glauben an Jesus Christus bekannten, allen Irrthümern und Sünden entsagten, und rein und heilig zu leben angelobten. Der Bischof taufte sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Auch jene Sklaven und Sklavinnen, die Eustachius mit in

die Stadt gebracht hatte, und die bisher noch keine Christen gewesen, ließen sich taufen. Der Bischof gab ihnen in der Taufe auch neue Namen. Eustachius, der bisher unter dem Namen Plazidus weit berühmt war, erhielt erst jetzt bey seiner Taufe den Namen Eustachius; seine Gemahlin Trajana den Namen Theopista; der ältere Knabe wurde Agapius, der jüngere Theopistus genannt.

Der Bischof führte an dem folgenden Sonntage den Eustachius und dessen Gemahlin Theopista in die Versammlung der Christen ein, und stellte sie der christlichen Gemeinde vor. Alle freuten sich, den edlen Mann und die fromme Frau, von denen sie schon vieles gehört hatten, zu sehen, und begrüßten sie mit liebevollen Blicken. Sie stimmten einen Lobgesang an, und dankten Gott und seinem Sohne Jesus Christus, daß die Gemeinde der Christen abermals mit solchen vermehrt worden, die zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und dem Verderben entrissen worden. Mit tiefer Anbethung und freudiger Rührung wurde das heilige Abendmahl gefeyert. Alle gelobten, indem sie sich so mit ihrem göttlichen Erlöser auf das innigste vereinigten, heilig an, Dem zu leben, der für sie gestorben war. Heilige, ehrfurchtsvolle Stille herrschte in dem Saale, bis endlich die heilige Handlung mit lautem Gebethe und einem Lobgesange beschlossen wurde.

Da Eustachius den Tag darauf wieder auf sein Landgut abreisen mußte, so sprach der Bischof noch: „Wir leben in den Zeiten der Verfolgung; wir sind keine Stunde sicher, ergriffen, enthauptet, den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt zu werden. Wir können es nicht wissen, ob wir uns in dieser Welt noch einmal von Angesicht sehen werden. Und so empfehle ich euch denn, wie einst Paulus die Aeltesten und die Gemeinde von Ephesus, Gott und seiner Gnade!" Der Bischof kniete hierauf innigst gerührt nieder, und die ganze Versammlung in Thränen ausbrechend mit ihm. „O Gott, bethete er, erbarme Dich unser und verleihe, daß alle hier Versammelte mit Dir und mit Dem, den Du gesandt hast, und auch unter einander Eines bleiben mögen; daß alle im Glauben und in der Liebe standhaft verharren und sich durch keine Verfolgung von dem guten Wege abwendig machen lassen; daß keines von allen verloren gehe, sondern daß wir alle nach den kurzen Leiden und Trübsalen dieser Zeit uns dort in dem Reiche deiner Herrlichkeit wieder finden mögen. Ja, liebster Vater, dieses verleihe uns, durch Jesum Christum, deinen Sohn, unsern Herrn, Amen."

Der Bischof stand auf und sagte im Geiste der Weissagung dem Eustachius noch besonders: „Bisher hattest du alles, was die Menschen ge-

wöhnlich das größte Glück des Lebens nennen — Reichthum, Rang, Ruhm, eine liebenswürdige Gemahlin, hoffnungsvolle, wohlgestaltete Kinder; allein du wirst es auch erfahren müssen, was das menschliche Leben Bitteres habe. Verzage aber nicht im Leiden. Gott prüft alle, die Er lieb hat. Die Leiden, mit denen Gott dich heimsuchen wird, werden zwar auf Erden schon herrlich enden; allein größere werden folgen. Es wird an dir der Spruch erfüllt werden: Selig ist der Mann, der in der Prüfung aushält; denn wenn er bewährt gefunden worden, wird er die Krone des Lebens erlangen, die Gott denen verheißen hat, die Ihn lieben."

Der Bischof entließ hierauf Eustachius und dessen Gemahlin, und alle, die mit ihnen gekommen waren und sprach: „Geht hin und der Friede sey mit euch!

Drittes Kapitel.

Die Auswanderer.

Eustachius und seine Gemahlin Theopista lebten nun wieder auf ihrem Landgute. Sie waren gleichsam in ein neues Leben versetzt; sie fühlten sich wie neugeboren. Die ganze Schöpfung umher schien ihnen verschönert; denn Alles, was sie erblickten, die Sonne und der Thau-

tropfen, jede Baumfrucht und jede Blume, war ja Gabe eines liebenden Vaters. Sie freuten sich, mit Gott durch Jesus ausgesöhnt zu seyn, und Gott mit kindlichem Herzen Vater nennen zu können. Sie achteten sich jenen Menschen ähnlich, die heimathslos lange umher geirrt und nunmehr ein Vaterland gefunden. Sie lasen täglich in dem Evangelium. Die Weisheit und Liebe Jesu, jedes seiner Worte, jede seiner Thaten, erfüllte sie mit Entzücken. Sie konnten nicht aufhören, Gott zu danken; jeder Morgen begann mit Freude, jeder Abend schloß sich mit Dank und Seligkeit in Gott. Sie sagten es sich oft: „Der Mensch ohne Erkenntniß Gottes, ohne Liebe und Andacht zu Gott gleicht dem Fische auf dem Trocknen; Erkenntniß und Liebe Gottes ist das Element, in dem der Mensch erst wahrhaft lebt. Alle Vergnügungen, die uns der Reichthum verschaffen kann, und die nur zu oft gereuen, sind nichts, gar nichts gegen die Seligkeit in Gott. Die Erkenntniß Gottes und seines Sohnes Jesus Christus ist die Quelle aller wahren Seligkeit und wird von Jesus Christus nicht umsonst das ewige Leben genannt."

Indeß blieb es nicht immer so; es ging ihnen wie dem entzückten Petrus auf dem Berge der Verklärung. Dort war es wohl gut wohnen; allein er mußte wieder herab in das Thal des Jammers, wo bittere Leiden seiner warteten.

So blieben die Tage der Prüfung auch für Eustachius und Theopista nicht aus. Ihre Leiden fingen mit zeitlichem Verluste an. In der Gegend umher wüthete eine Viehseuche, die auch unter den Heerden des Eustachius bald große Verheerungen anrichtete. Pferde, Rinder und Schafe fielen in Menge und zuletzt blieb ihm nicht ein einziges Stück übrig. Allein Eustachius sprach, wie einst Job: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, gelobt sey der Name des Herrn!" Theopista sagte: „Es ist ja nur ein zeitlicher Verlust! Die geringste Sünde ist ein größeres Uebel, als der Verlust der zahlreichsten Heerden, ja aller irdischen Güter."

Allein bald kamen noch größere Leiden und Trübsale über sie. Eine ansteckende Krankheit riß unter den Menschen ein; auch in dem Landhause des Eustachius und in den dazu gehörigen Häusern wurden an Einem Tage mehrere seiner Hausgenossen und Dienstleute krank. Akazius und Antiochus kamen eilig und erschrocken in das Zimmer. „Flieh, geliebter Herr, rief Akazius, flieh augenblicklich mit Frau und Kindern. Es ist die Pest!" „Die Pest! rief Theopista erbleichend; o Gott! so erbarme Du Dich unser! Ach, mein Gemahl, was sollen wir thun? Sollen wir gehen oder bleiben?" „Wenn ihr bleibt, sprach Antiochus, seyd ihr alle des Todes. Erbarmt euch wenigstens eurer Kinder und flieht!"

Eustachius sprach: „Ich habe alle meine Angehörigen bisher immer als meine Kinder betrachtet. Wie könnte ich sie jetzt in der größten Noth verlassen? Laß uns bleiben, liebste Gemahlin; eine solche Gelegenheit Gutes zu thun, dürfen wir nicht ungenützt vorbey gehen lassen. Nun ist die Stunde gekommen, da wir zeigen können, ob wir wahre Jünger Jesu seyen. Er sagte es ja selbst: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe; daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebt.“ Und was wäre dieß für eine Liebe, wenn wir unsern Angehörigen in ihrem Elende nicht beystehen wollten? Laß uns denn thun, liebste Theopista, was die Liebe von uns fodert, und alles Uebrige Gott anheim stellen. Er kann uns und unsre Kinder auch hier schützen; Er würde aber, wohin wir auch fliehen wollten, uns überall finden. Wir wollen also bleiben und Er mache es mit uns nach seinem heiligen Wohlgefallen.“ Sie blieben. Sehr viele ihrer Untergebenen entflohen — allein Akazius, Antiochus und diejenigen, die Christen waren, dachten an keine Flucht. „Wir verlassen euch nicht, sagten sie; wir bleiben euch getreu bis in den Tod!“

Die ansteckende Krankheit griff indessen immer mehr um sich; auch die zwey treuen Krieger und die übrigen Angehörigen wurden nach und nach krank. Das schöne Landhaus und alle umliegen-

den Häuser waren zuletzt nichts mehr, als ein allgemeines großes Spital, in dem sich lauter Kranke, aber keine Krankenwärter befanden. Allein Eustachius und seine Gemahlin nahmen sich der Kranken voll des zärtlichsten Mitleides an. Er verpflegte die Männer und Jünglinge; sie die Weiber und Jungfrauen. Von Morgens bis Abends, ja ganze Nächte hindurch wandelten sie zwischen Kranken, Sterbenden und Leichen. Mit vielen Kosten, weil es nicht leicht war, Todtengräber aufzutreiben, ließen sie die Todten begraben. Allein weder Eustachius, noch seine Gemahlin, noch seine zwey kleinen Söhne wurden von der Seuche ergriffen. Sie blieben vollkommen gesund und wiederholten sich öfter die Worte der heiligen Schrift: „Wer unter dem Schutze des Höchsten wohnt und unter dem Schatten seiner Allmacht ruht, der darf nicht zittern vor dem Pfeile (der Pest), der am Mittag fliegt, noch vor der Seuche, die im Dunkel der Mitternacht schleicht. Es mögen Tausende zu seiner Rechten und zehn Tausende zu seiner Linken fallen — an ihn gelangets nicht.“

Die ansteckende Seuche war endlich vorüber. Sehr viele Menschen waren gestorben, die Genesenden wankten kraftlos wie Schatten, und bleich wie die Todten umher. Eustachius und Theopista dankten indeß Gott, daß er sie und ihre Kinder wunderbar gesund erhalten, und den Akazius, den

Antiochus und so manche andere treue Diener und Dienerinnen vom Tode errettet habe.

Sie hofften nun auf bessere Zeiten, allein ihre Leiden waren noch nicht zu Ende. Das rohe Heidenvolk in der umliegenden Gegend, das durch den allgemeinen Jammer anstatt besser, nur noch schlimmer wurde, rottete sich zusammen, und machte den Anschlag, das Landgut des Eustachius zu überfallen und auszuplündern. Diese raubgierigen Menschen suchten ihrer Raubgier noch den Anstrich von Religionseifer zu geben. Sie fluchten über Eustachius und sagten: „Er allein ist die einzige Ursache an allem Unglücke, das uns betroffen hat. Die erzürnten Götter ließen solche Plagen, Seuchen und Pest, über uns kommen, seine Abtrünnigkeit zu bestrafen. Wäre er kein Christ geworden, so wären wir alle davon verschont geblieben. Auf und laßt uns Rache an ihm nehmen! Seine tapfern Krieger, die er immer um sich hatte, und seine vielen Sklaven sind entweder entflohen, oder todt, oder von der Krankheit noch zu entkräftet, uns Widerstand zu leisten. Er hat unermeßliche Schätze; wir werden eine reiche Beute machen." Sie kamen am hellen Tage in großen, wüthenden Haufen, überfielen sein Landgut, raubten Gold, Silber, schöne Kleider, und alle Arten von Lebensmitteln, luden alles auf die mitgebrachten Wagen, und was sie von Wein und Getreide, von Hauseinrichtung und Ackergeräthen

nicht mitnehmen konnten, das verderbten, zerstörten und zerschlugen sie. Unter wildem Geschrey und lautem Jauchzen zogen sie ab. Eustachius behielt beynah nichts übrig, als das Leben. Allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. „Sey es, sprach er, es sind ja nur vergängliche Güter; sie entbehren können ist rühmlicher, als sie zu besitzen. Wohl dem, der nach Schätzen trachtet, die ihm kein Dieb rauben kann!“

Eustachius und seine Gemahlin fühlten indeß das Traurige ihrer Lage immer mehr. Die Zeit nahte heran, wo man die Felder wieder hätte bestellen sollen. Allein da war kein Pflug und keine Hand, die ihn hätte führen können, kein Samengetreide und kein Zugvieh. Eustachius beschloß in dieser Noth sich an einen oder den andern der benachbarten vornehmen Römer zu wenden, deren Landgüter von den verheerenden Seuchen nicht so hart mitgenommen worden, und die keine Plünderung erlitten hatten. Diese reichen, adelichen Römer waren früherhin seine guten Freunde gewesen, und hatten ihn öfter besucht und auf die Jagd begleitet; allein sobald sie vernommen, er sey ein Christ geworden, hatten sie allen Umgang mit ihm aufgegeben. Dem menschenfreundlichen Eustachius that dieses nun wohl sehr leid, und er hätte gewünscht, daß sie alle des nämlichen Heiles, wie er, theilhaftig werden möchten; allein da sie dieses nun einmal nicht

wollten, so leistete er auf ihre Gesellschaft willig Verzicht, indem er nun manchem langweiligen Zeitvertreibe und leerem Gespräche entging, und die edle Zeit besser anwenden konnte. Weil er indessen einigen derselben während seines Wohlstandes große Gefälligkeiten erwiesen hatte, so hoffte er, sie würden ihm mit dem Nöthigsten gern auf so lange aushelfen, bis er im Stande seyn würde, ihnen alles wieder zu ersetzen. Allein der Eine, der von dem Ausspruche Jesu: „Seliger ist geben, als nehmen" nichts wissen wollte; sondern sich vielmehr an den heidnischen Grundsatz hielt: „Seliger ist nehmen, als geben" entschuldigte sich, daß er zu seinem Leidwesen selbst nichts entbehren könne, und betheuerte sein falsches Vorgeben mit hohen Schwüren. Ein Anderer, der ihn schon längst wegen seines großen Heldenruhmes gehaßt und beneidet, aus Weltklugheit aber Haß und Neid verhehlt, und ihm bey allen Gelegenheiten übermäßig geschmeichelt hatte, begegnete ihm nun mit offenbarer Verachtung, und wies ihm unter lautem Spott und Hohn die Thüre. Der Dritte, redlicher und wohlmeynender, als die vorigen, gab ihm den Rath, dieses Land ganz zu verlassen „Denn, sagte er, ich weiß es gewiß, deine Feinde suchen es dahin zu bringen, daß du wegen deines Glaubens vor Gericht gefordert und hingerichtet

werdest; ja auch deiner Gemahlin wollen sie ein solches schreckliches Schicksal bereiten.“

Eustachius dachte nun, den Kaiser um Schutz und Hülfe anzuflehen. Er hatte in Rom einen treuen Freund und Kriegsgenossen, der bey dem Kaiser Vieles galt. An diesen schrieb er und bat ihn, sich bey dem Kaiser für ihn zu verwenden. Allein, der Kaiser, der ein Heide war, sprach: „Ich habe den Feldherrn Plazidus immer sehr geschätzt; allein der Christ — Eustachius, wie er sich jetzt nennt, ist mir fremd. Ich bedaure sehr, daß ein Mann von solchem Ansehen eine Religion ergriffen hat, gegen deren Anhänger das Gesetz die Todesstrafe ausspricht. Ihm in seiner gegenwärtigen dürftigen Lage, die er größtentheils sich selbst zuschreiben muß, Hülfe und Unterstützung zu gewähren, hieße den Ungehorsam belohnen. Gegen die Gesetze kann ich ihn eben so wenig in Schutz nehmen. Da indeß der Mann doch sonst Verdienste hat, und es mir leid wäre, das Gesetz an ihm vollstrecken zu sehen, so würde er wohl daran thun, Italien zu räumen und irgendwo an den Gränzen des Reiches einen verborgenen Aufenthalt zu suchen. Wollte er aber, was ich sehr wünsche, seiner neuen Religion entsagen, so würde er an mir einen sehr gnädigen Kaiser finden.“

Als Eustachius diese Antwort gelesen hatte, sprach er zu seiner Gemahlin: „Liebste Theopista!

In diesem Lande können wir nicht mehr bleiben, laß uns nach Aegypten ziehen. Dort hoffe ich eine Stätte zu finden, wo wir Gott in Ruhe und Frieden dienen können. Wir wollen mit unsern geliebten Kindern heute noch abreisen; jedoch erst mit einbrechender Nacht, um uns nicht dem Gespötte und den Mißhandlungen des Heidenvolkes in der Gegend auszusetzen." Theopista sagte: „Es fällt mir zwar schwer, diese herrlichen Gegenden zu verlassen, wo ich das Licht der Sonne zuerst erblickt, und die glücklichen Tage meiner Kindheit und Jugend verlebt habe. Indeß bin ich dazu bereit; denn ich denke, es ist der Wille Gottes so! Sein heiliger Engel begleite uns!"

Die zwey ehrlichen Krieger, Akazius und Antiochus, vernahmen diesen Entschluß mit Schrecken. „Gott im Himmel! rief Akazius, so ohne alle Bedienung wolltet ihr fortreisen in ein fremdes Land? Noch sind wir zu schwach, nur eine halbe Meile weit zu gehen; o bleibt doch noch so lange, bis wir uns von unsrer Krankheit erholt haben! Dann wollen wir mit euch ziehen, und wäre es auch bis ans Ende der Welt." „Ach Gott! sagte Antiochus, ist es nicht schon hart genug, daß ihr euer schönes Landgut gleichsam als landflüchtig verlassen müsset? Wollet ihr auch noch eure treueste Freunde zurücklassen? O verweilet doch, bis wir wieder hergestellt sind. Dann wollen wir euch alle Beschwerlichkeiten der Reise

erleichtern; Tag und Nacht wollen wir, wenn es nöthig seyn sollte, in jenem fremden Lande für euch arbeiten, um euch den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen."

Eustachius sprach gerührt: „Ihr guten Männer! Ich erkenne eure Liebe und Treue mit Dank. Allein ihr dürfet mich nicht begleiten. Ich zwar kann hinziehen, wohin ich immer will, denn ich bin meiner Dienste entlassen; ihr aber seyd dem Kaiser noch kriegspflichtig, ihr müsset in eurem angewiesenen Bezirke bleiben und jede Stunde seiner Befehle gewärtig seyn. Lebet also wohl und der Herr sey mit euch."

Die beyden Krieger sagten es sogleich den übrigen Hausgenossen, ihr lieber Herr wolle mit Frau und Kindern heute Abends noch fortziehen. Die Nachricht verbreitete sich eben so schnell in die umliegenden Gebäude. Alle Bewohner kamen herbey, ihre gute Herrschaft noch einmal zu sehen. Sie waren alle noch blaß und abgezehrt von der kaum überstandenen Krankheit, und viele konnten nur mühsam mit Hülfe eines Stabes herbeywanken. Alle weinten und schluchzten. Eustachius tröstete sie liebreich. „Bleibet nur unerschütterlich fest im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe, sagte er unter anderm, so werden wir, wo nicht auf Erden, doch in dem Himmel uns gewiß wieder sehen."

Als nun der Mond aufgegangen war und die

verödeten Felder beschien, sprach Eustachius zu seiner Gemahlin: „So laß uns denn unsre Reise im Namen des Herrn antreten!“ Alle Umstehenden fingen an laut zu jammern. Er und seine Gemahlin boten noch einem jeden die Hand; auch die zwey Knaben reichten nach dem Beyspiele ihrer Aeltern allen und jeden die kleinen Hände. Die guten Leute weinten noch mehr, begleiteten ihre gute Herrschaft vor die Pforte des Landhauses und wollten eine Strecke weit mitgehen. Eustachius, beynah sprachlos vor Wehmuth, winkte ihnen zu bleiben. Sie gehorchten und schauten ihrem geliebten Herrn, der frommen Frau und den holden Knaben mit heißen Thränen nach

Ach es war ein schmerzlicher Anblick, die edle Familie so fortwandern zu sehen! Ihre Kleidung zeigte von ihrem bisherigen Rang und Wohlstand; allein an dem Reisegepäcke, mit dem sie sich beladen mußten, sah man, daß sie nunmehr arme Flüchtlinge waren. Eustachius, der sein Schwert umgegürtet hatte und anstatt des Reisestabes eine Lanze in der Hand führte, trug auf seinem Rücken einen Pack mit allerley Kleidungsstücken, die der Raubgier der Feinde entgangen, und nun für die weite Reise sehr dienlich waren. Theopista, nach Art vornehmer Römischer Frauen gekleidet, trug einen großen Korb mit Lebensmitteln am Arme, weil sie nicht ohne Grund

fürchtete, die Menschen, durch deren Land sie kämen, und die gegen die Christen so feindselig gesinnt waren, würden ihr, ihrem Manne und ihren Kindern kaum ein Stücklein Brod mittheilen. Eustachius schritt mit ruhigem Ernste einher, und führte seine weinende Gemahlin, die solcher Reisen nicht gewohnt war, am Arme. Die zwey Knaben aber eilten, indem sie sich nicht ohne Stolz ihrer Reisestäbe bedienten, in kurzen schnellen Schritten voraus, und lächelten den Wunderdingen, die ihnen auf dieser Reise begegnen würden, muthig entgegen. So wanderten denn alle auf der schön angelegten, zu beyden Seiten mit hohen Fruchtbäumen besetzten Strasse hin, auf der sie sonst, in einem stattlichen Wagen mit muthigen Pferden bespannt, dahin fuhren.

Theopista blickte öfter mit Augen voll Thränen nach ihrem freundlichen Wohnhause zurück, das vom Monde erhellt aus dunkeln Bäumen hervorragte. Allein Eustachius sprach: „Weine nicht, Theopista! Wir hätten diese Wohnung doch einmal verlassen müssen. Wir sind hier auf Erden allzumal Pilger und haben da nirgends eine bleibende Stätte. Indeß wird Gott es uns während unsrer kurzen Wanderschaft auf Erden nie an einer Wohnung fehlen lassen, bis Er uns in jene himmlische Wohnungen aufnimmt, die wir dann nie mehr verlassen werden.“

Viertes Kapitel.

Der Mohr.

Eustachius wanderte mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in kurzen Tagreisen, auf wenig besuchten Wegen zwischen Wald und Gebirgen hin, und vermied Städte und größere Ortschaften. Endlich gelangten sie an das Ufer des Meeres. Ein großes, wohlgebautes Schiff lag vor Anker, das eben nach Aegypten absegeln wollte. Eine Menge Lastträger und Schiffsknechte waren emsig beschäftigt, Fäßer hinein zu wälzen und Kisten hinein zu tragen. Der Schiffsherr, ein reichgekleideter Mohr, dessen Hals und Ohren mit großen glänzenden Perlen geschmückt waren, ging gebieterisch unter ihnen umher, und wußte alles sehr gut anzuordnen. Eustachius sprach zu ihm: „Wärest du wohl geneigt, für Bezahlung mich, meine Frau und meine Kinder nach Aegypten über zu führen?“ „Warum nicht? sagte der Schiffsherr mit großer Freundlichkeit, indem er den Eustachius, dessen Frau und Kinder aufmerksam betrachtete; recht gern.“ „Wie viel, fragte Eustachius weiter, verlangst du Fährlohn, und wie viel wird die Kost unter Weges betragen?“ „Nicht viel, sagte der Schiffsherr, eine Kleinigkeit. Doch laßt es indessen gut seyn; wir wollen, wenn es je der Rede werth ist, davon reden, wann ihr wieder ans Land steigt.“ Sie begaben

sich auf das Schiff. Die Anker wurden gelichtet, der Wind schwellte die Segel, und das Schiff schwebte über die wogende See leicht dahin. Die Kinder freuten sich über den wunderbaren Anblick, daß Land und Bäume, wie es ihnen schien, zurück wichen und das Schiff still stand; ihre Mutter sah aber nicht ohne Thränen das geliebte Land aus ihren Blicken verschwinden.

Eustachius tröstete sie und sprach: „Gott, der das Meer und das Trockne geschaffen hat, wird für uns sorgen! Er, dessen die ganze Erde ist, wird uns ein neues Vaterland geben, bis Er uns in das rechte Vaterland aufnimmt." Sie beruhigte sich, und freute sich der Wunder der göttlichen Allmacht zur See, die sie bisher noch nie gesehen hatte. Morgens betrachtete sie mit ihrem Gemahl und ihren Kindern voll Andacht und Freude den glühenden Morgenhimmel und die aufgehende Sonne, die aus dem unermeßlichen Wasserspiegel mit einer Klarheit wiederglänzten, daß die Kinder in der That zwey Sonnen zu sehen glaubten. Den Tag über sahen sie manche emporragende Insel, die mit ihren braunen Felsen und grünen Baummassen an ihnen vorbey zu schwimmen schien. Große Meerfische begleiteten, zur besonderen Freude der Kinder, lange Strecken weit das Schiff, und dichte Schaaren von Seevögeln flogen mit frohem Geschrey über das Meer hin. Der Wind wehte bald sanfter,

bald stärker, schien bald nur mit den grünen Wellen zu scherzen, bald regte er sie mächtiger auf, und der Anblick der unzähligen, hochaufschlagenden Wogen gewährte eine schauerliche Lust. Mancher schöne Abend mit goldenen und purpurnen Wolken, die sich im Meere abmahlten, erfüllte sie mit sanfter Freude. Auch zu Nacht blieben sie noch lange auf, und betrachteten den Mond und die funkelnden Sterne hoch am Himmel, und wiederscheinend an dem zweyten Himmel in der ruhigen Fluth. Ihre Fahrt hätte nicht glücklicher seyn können. Nach wenigen Tagen zeigte sich Land, und sie hofften nun, da eine Hütte und so viel Erde zu finden, als zu ihrer Ernährung, und einst zu ihrem Grabe nöthig wäre.

Allein ein furchtbarer Sturm anderer Art drohte ihnen. Der Schiffsherr hatte eine unerlaubte Neigung zu der Gemahlin des edlen Eustachius gefaßt. Ihre Schönheit, ihr adelicher Anstand hatte ihn sogleich im ersten Augenblicke in Erstaunen gesetzt. Schon damals machte er, ohne sich jedoch das Geringste davon merken zu lassen, den ruchlosen Anschlag, sie ihrem Gemahl zu entreißen. Er segelte deßhalb nicht dem bestimmten Seehafen, sondern einer öden, unbewohnten Meeresküste zu, wo man nichts erblickte, als kahle Felsen und dürren Sandboden. Er ließ das Schiff anlegen. „Das ist das Land, wohin ihr wollt, sprach er fälschlich; hier könnet ihr

aussteigen, sobald ihr mich bezahlt habt." Eustachius sprach entrüstet: „Was soll das seyn? Das ist nicht das Land, wohin du uns zu führen versprachst." „Das werde ich wohl besser wissen, als du, sagte der Schiffsherr. Bezahle und mache daß du weiter kommest!" Er forderte eine so ungeheure Summe, daß sie das herkömmliche Fahrgeld wohl zehnmal überstieg. Eustachius entsetzte sich über diese abscheuliche Ungerechtigkeit und gestand, daß all seine Baarschaft nicht die Hälfte von dieser übertriebenen Forderung betrage. Der Schiffsherr, den dieses innerlich freute und dem es nur darum zu thun war, Streit anzufangen, stellte sich höchst aufgebracht. „Was! schrie er, wie außer sich vor Wuth, nicht einmal halb so viel Geld! Da seh' ich mich gräßlich angeführt. Eurer Kleidung nach hielt ich euch für Leute von Stand; nun sehe ich betrogener Mann zu spät, daß ich elendes Bettelvolk in mein Schiff aufgenommen habe. Es war höchst vermessen von euch, ohne hinreichendes Reisegeld eine solche weite Fahrt mitzumachen, und auf fremde Kosten zu leben. Ihr sollt mich aber um meine Auslagen und meinen wohlverdienten Lohn nicht betrügen. Eines von euch muß den Frevel mit seiner Freiheit büßen; ich erkläre hiemit das Weib da für meine Sklavin. Sie bleibt hier auf dem Schiffe zurück; ihr übrigen möget ans Land steigen. Das Geld, das ich auf dem Sklavenmarkte

für das Weib lösen werde, soll mir eure Reisekosten bezahlen."

Als Theopista diese Worte hörte, erblaßte sie vor Schrecken und Entsetzen. Eustachius mußte sich alle Gewalt anthun, seinen aufflammenden Zorn über eine so unerhörte Betrügerey und Gewaltthätigkeit zu mäßigen. Die beyden Knaben fielen dem Schiffsherrn zu Füßen, und baten und flehten weinend, ihnen ihre liebe Mutter nicht zu nehmen. Allein der Schiffsherr stand mit ausgestrecktem Arme und befahl dem Eustachius: „Du mit deinen zwey Knaben räume mein Schiff; du aber, sprach er zu Theopista, bleibest hier!" Theopista eilte mit weit ausgebreiteten Armen und fliegenden Haaren auf ihren Gemahl zu, umfaßte ihn, und schrie laut: „O Eustachius, ich lasse dich nicht — rette mich — Gott helfe uns!" Eustachius zog sein Schwert, umschlang seine Gemahlin mit der Linken, schwang mit der Rechten das Schwert und rief: „Treibe deine Bosheit nicht zu weit, verwegener Mohr; sonst werde ich mein Weib und meine Kinder gegen dich und all dein Volk blutig zu vertheidigen wissen." Allein plötzlich packten mehrere starke Schiffsknechte, auf den Wink des Schiffsherrn, wie er es heimlich mit ihnen verabredet hatte, den Eustachius rückwärts, hielten ihn mit großer Gewalt fest und nahmen ihm sein Schwert ab. Der Schiffsherr ergriff Theopista und riß sie von ihrem Gemahl, den sie mit

beyden Armen umschlungen hielt, gewaltsam los. Sie sank gleich einer Lilie, die der Sturm abgebrochen, ohnmächtig mit gebeugtem Haupte und herabhängenden Armen zurück, und wäre zu Boden gefallen, wenn der grausame Mohr sie nicht gehalten hätte. Die zwey Knaben, die ihren Vater von einer ganzen Schaar Schiffsknechte überwältigt sahen, und, da sie noch keine Ohnmächtige gesehen hatten, ihre Mutter für todt hielten, erhoben ein so klägliches Jammergeschrey, daß sich Steine darüber hätten erbarmen können. Allein das rohe Heidenvolk war ohne alles Gefühl. Die Schiffsknechte schleppten auf den Befehl ihres Herrn den bedauernswürdigen Vater an das Land, schleuderten ihm seine zwey Kinder zu, wendeten das Schiff, und fuhren frohlockend weiter.

Eustachius, der arglose, redliche Mann, dem dieses alles so höchst unerwartet gekommen war, wie ein Donnerschlag bey klarem Himmel, stand wie versteinert am Ufer des Meeres, hörte kaum das Jammergeschrey seiner Kinder, die seine Knie umfaßten, streckte die Arme gegen das Meer aus, und richtete seine starren Blicke unverwandt auf das Schiff, das im Glanze der untergehenden Sonne leicht und flüchtig dahin segelte, und endlich in Nacht und Nebel verschwand.

Fünftes Kapitel.

Die wilden Thiere.

Nachdem das Schiff, auf dem sich Theopista, das Liebste und Theuerste befand, was Eustachius und seine Kinder in dieser Welt hatten, verschwunden war, setzte Eustachius sich unter einen überhangenden Felsen, um da zu übernachten. Seine zwey Söhnchen lagerten sich zu seinen beyden Seiten, und schlummerten, nachdem sie sich ausgeweint hatten, endlich ein. Die Augen des tiefbetrübten Vaters aber konnten keinen Schlaf finden. Den Verlust seiner zeitlichen Güter hatte er mit Gleichmuth übertragen; er achtete ihrer kaum Allein der Jammer, daß seine Theopista, mit der er durch die heiligsten Bande verbunden, mit der er nur Ein Herz und eine Seele war, ihm entrissen worden; daß sie, die liebenswürdigste der Frauen, sich in der Gewalt eines rohen Heiden ohne Gottesfurcht und menschliche Sitten befand, das zerriß ihm das Herz.

Doch faßte er sich, blickte zu den Sternen empor, die jetzt nach und nach sichtbar wurden, und sein starrer Schmerz thaute zu Thränen auf. „Gott, sprach er, Du liebevoller Vater der Menschen! Alles, was Du thust, ist gut, so schrecklich es uns auch vorkommen mag. Ohne dein Wissen und gegen Deinen Willen hätte mir auch mein liebes Weib, meine Theopista, nicht können ge-

raubt werden. Obwohl sie in der Gewalt eines Räubers ist, so ist sie doch in Deiner Hand. Du wirst sie beschützen und bewahren. Ja diese Prüfung wird ihre Tugend erhöhen, wie jetzt diese finstere Nacht den Glanz der Sterne. Und so weit sie jetzt von mir und ihren lieben Kindern entfernt ist, und so lange diese Trennung auch dauern mag — ein Tag muß doch kommen, der uns hier auf Erden oder dort über den Sternen wieder vereinigt."

Es wurde nunmehr vollkommen Nacht. Ein heftiger Wind erhob sich, und von Zeit zu Zeit schlugen die brausenden Meereswogen am Ufer hoch empor. Auf den Felsen umher erschallte das Gekreische nächtlicher Raubvögel. Aus der Ferne vernahm Eustachius das donnernde Gebrüll der Löwen, und nicht weit von ihm wälzte sich eine ungeheuer große Schlange dem Meere zu. Allein Eustachius entsetzte sich nicht. „Wer Dir vertraut, o Herr, sprach er, fürchtet sich nicht vor dem offenen Rachen der Löwen, und wandelt muthig über Schlangen und Nattern. Wie diese Kinder hier neben mir, ihrem Vater, ruhig schlafen und von allen Gefahren nichts merken, so will ich, wiewohl ich die Gefahr wohl einsehe, im Vertrauen auf Dich ruhig seyn!" Im Vertrauen auf Gott achtete er nicht der Schrecknisse dieser Nacht; unter Gottes Schutze ging sie ihm, wiewohl schlaflos, doch ruhig vorüber.

Endlich brach der Tag an. Die Wärme der aufgegangenen Sonne erweckte die Kinder. Sie blickten ihren Vater an, schauten um sich, und ihre erste Frage war nach ihrer Mutter. Sie fingen aufs neue an schmerzlich zu weinen. Der Vater tröstete die holden Knaben. Aber indem er sie, die guten Kinder, die nun keine Mutter mehr hatten, anblickte, brach ihm selber das Herz. „Gute Kinder, dachte er, ach wie vieles habt ihr verloren! Gott stärke mich, daß ich euch den unersetzlichen Verlust der besten Mutter so viel möglich ersetze!“

Die Traurigkeit der Kinder war nicht von Dauer; über eine kleine Weile fragten sie nach dem Frühstück. Der Vater blickte in der Gegend umher; allein da war nirgends ein Fruchtbaum oder ein Strauch mit Beeren Er stieg auf einen Felsen, um besser um sich schauen zu können. Allein alles weit und breit war wüst und leer; nirgends eine menschliche Wohnung, oder auch nur eine Spur von einem angebauten Felde. Indeß glaubte er in sehr weiter Ferne eine Reihe Bäume und Gebüsche zu sehen, die ihm den Lauf eines Flusses zu bezeichnen, und längs dessen Ufern hin empor zu wachsen schienen. „Dorthin wollen wir wandern, meine geliebten Kinder, sagte er; dort scheint sich eine fruchtbare Gegend auszubreiten! Dorthin liegt Aegypten; dort werden wir vielleicht eure Mutter wieder finden!“ Er nahm den Weg

jener Gegend zu, und führte, da es in dem Sande nicht gut zu gehen war, an jeder Hand einen der Knaben Zu einer Seite hatten sie beständig hoch emporragende Felsen, zur andern Seite das Meer. Die Sonne stieg immer höher, die Hitze wurde immer größer. Der Sandboden und die nahen Felsen schienen zu glühen, und warfen die Sonnenstrahlen mit einer Gewalt zurück, daß die Augen davon geblendet wurden. Die armen Kinder verschmachteten beynahe vor Durst. „Vater, sagte Agapius, führ' uns doch an das Meer hin, und laß uns trinken! Dort ist ja Wasser genug!" „Liebe Kinder, sprach der Vater, dieses Wasser kann man nicht trinken; es würde euren Durst nur vermehren und euch krank machen!" „Ach, rief Theopist, das ist doch hart, so viel Wasser vor Augen sehen und dabey verdursten müssen!" Die armen Knaben vermochten das Gehen nicht mehr. Der Vater trug bald den einen, bald den andern, bald alle beyde auf den Armen. Er selbst konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten.

Endlich, nachdem Mittag vorüber, und die Hitze ganz unerträglich war, erreichten sie einige schattige Bäume, und vernahmen das Rauschen eines nahen Flusses. Beyde Knaben sanken sogleich unter dem nächsten Baum in das Gras nieder; der Vater setzte sich zu ihnen und sagte: „Wie ist es hier so kühl und lieblich! Wie thut dieses

sanfte Grün den Augen so wohl! Welche große Wohlthat Gottes, die Mancher so gering achtet, ist der Schatten! Vielleicht habt ihr Gott in eurem Leben noch nicht dafür gedankt! O dankt Ihm doch, meine lieben Kinder!" Nachdem die Kinder sich ein wenig erholt und abgekühlt hatten, klagten sie aufs neue über Durst und Hunger. Auch dem Vater klebte die Zunge vor Durst beynahe an dem Gaumen. Er hieß die Knaben bleiben, stand auf und ging an den Fluß, um ihnen in seinem Helme Wasser zu holen.

Als er an den Fluß kam, flog plötzlich ein großer Wasservogel vor ihm auf. Eustachius sah nach und entdeckte zwischen dem Schilf ein Nest voll Eyer, die größer als Enteneyer und noch vollkommen frisch und genießbar waren. Er band die Eyer vorsichtig, um sie nicht zu zerdrücken, in sein Schweißtuch, schöpfte dann mit seinem Helme von dem klaren Wasser des Flusses, trank sich erst selbst satt, nahm dann noch den Helm voll mit sich, und kehrte zu seinen Kindern zurück. Er breitete das weiße Tuch mit den Eyern auf den grünen Rasen aus, stellte den Helm mit dem klaren Wasser daneben, und sagte freudig: „Seht, meine liebsten Kinder, wie gütig Gott uns in dieser Wildniß einen Tisch bereitet hat. Ohne diese Eyer, ohne dieses Wasser müßten wir hier verhungern und verdursten! O laßt uns, ehe wir diese seine Gaben genießen, Herz

und Augen zu Ihm erheben!" Beyde Knaben standen auf, falteten die kleinen Hände, und betheten so andächtig, wie vielleicht noch nie ein Mensch, der sich zur reichsten Tafel niedersetzen wollte. Der Vater ließ die Kinder zuerst aus dem Helme trinken, öffnete dann mit einer Muschelschale, die er am Flusse gefunden hatte, ein Ey nach dem andern, und gab sie ihnen. Erst nachdem die Kinder satt waren, verzehrte der Vater die übrigen Eyer. Die Knaben hatten die rohen Eyer so schmackhaft, und das Wasser so erquickend gefunden, daß sie beyde versicherten, in ihrem Leben habe ihnen Speise und Trank nicht so gut geschmeckt. Sie betheten aber auch nach der kleinen Mahlzeit mit einer solchen Andacht, daß sie in ihrem Leben noch nie so andächtig nach Tische gebethet hatten.

„Nun, sprach der Vater, legt euch hier in dem Schatten nieder, und schlaft ein wenig. Ich will indeß sehen, wo wir am sichersten über den Fluß kommen können. Denn hinüber müssen wir einmal, wenn wir nicht hier in dieser Wildniß verschmachten, sondern nach Aegypten kommen wollen." Er brach einen starken Ast von dem Baume, richtete ihn, so viel es ohne Messer anging, zu einem Reisestab zu, dessen er sich im Nothfalle auch anstatt der Waffen bedienen könnte, und ging. Er nahm die Gegend in Augenschein. Der Fluß brach mit großer Ge-

walt zwischen Wald und Felsen hervor. Das Wasser war sehr reißend, gegen die Mitte hin sehr tief, und der Grund voll glatter, schlüpfriger Steine, auf denen man fast keinen sichern Tritt thun konnte. Der dichte Wald und die steilen Felsen verwehrten es, an dem Fluße weiter hinauf zu gehen, wo man vielleicht hätte leichter hinüber kommen können. Er kehrte zu seinen Söhnen zurück, weckte sie und sagte: „Nun kommt, meine lieben Kinder! Ich will es mit Gottes Beystand versuchen, euch über den Fluß zu tragen; allein, weil es sehr gefährlich ist, einen nach dem andern.“ Er führte sie an den Fluß und sprach: „Du, Agapius, setze dich indessen hier am Ufer in dem Schatten dieser Weide in das Gras. Du, Theopist, komm!“ Er nahm ihn auf den Arm; in der Hand des andern Arms führte er den abgerissenen Baumast, theils um sich darauf zu stützen, theils um die Tiefe des Flusses damit zu untersuchen. Mit großer Anstrengung wadete er durch das Wasser, das ihm in der Mitte des Stromes bis an die Brust reichte, und ihn fast bey jedem Tritte mit sich fort zu reißen drohte. Dennoch gelang es ihm, den Knaben glücklich hinüber zu bringen. Er dankte Gott, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, ruhte einige Zeit aus, und sagte dann: „Theopist, setze dich hier nieder; ich will nun deinen Bruder holen.“ Er stieg wieder in

das Wasser; allein als er sich mitten im Strome befand, hörte er den Agapius, den er abholen wollte, mit Einem Mal schrecklich schreyen: „O Vater, hilf, hilf, ein wildes Thier! Ach es will mich zerreißen!“ Eustachius schaute auf — und erblickte einen furchtbaren Löwen, der dem jammernden Kinde schon ganz nahe war. Der Vater drohte dem Thiere mit mächtiger Stimme und schwang den gewaltigen Baumast in der Rechten. Allein wie im Fluge ergriff der Löwe den schreyenden und zappelnden Knaben und sprang, so schnell er konnte, mit ihm dem Walde zu. Welch ein Schreckensanblick war dieß für den liebenden Vater! Er strengte alle Kräfte an, unverzüglich das Ufer zu erreichen. Er stieg ans Land, er verfolgte das Thier mit lautem Drohen und weit ausgeholten Schritten! Allein bald sah er nichts mehr von dem schrecklichen Raubthiere und dem geliebten Kinde, und suchte vergebens die Oeffnung zu finden, durch die das Thier in den Wald zurück gekehrt war. Wildverwachsene Gebüsche, Dornen und stachlichte Gewächse, die den Boden bedeckten, machten es ihm überall unmöglich, in den schauerlichen Wald einzudringen. Schwer aufathmend, mit klopfendem Herzen, vor Schrecken und Jammer fast außer sich, von Dornen und Stacheln verwundet, blieb er endlich stehen. Nur mit Hülfe des Baumastes hielt er sich noch aufrecht. „Ach, seufzte er, alle meine Mühe ist

umsonst! Ich kann das Ungeheuer nicht mehr einholen; ich kann den holden Knaben dem Rachen des Löwen nicht mehr lebend entreißen! Ach vielleicht fände ich von meinem geliebten Agapius kaum mehr einige Gebeine! O du liebliches Kind, so wurdest denn auch du mir genommen! So mußtest du dein junges Leben so früh und so schrecklich — unter den Zähnen eines grimmigen Raubthieres enden — du holder Liebling meiner Seele!" — Er schaute lange mit starrenden Blicken sprachlos zum Himmel. Endlich sagte er: „Nun, Vater im Himmel, es war Dein Wille, daß es so ging! Du weißt es, warum Du es so geschehen ließest! Unergründlich und unerforschlich sind Deine Rathschlüsse, aber immer weise und gut. Vielleicht wäre der gute Knabe schrecklichern Schicksalen entgegen gegangen! Vielleicht wäre er — was noch viel entsetzlicher gewesen wäre, als einem wilden Thiere in den Rachen zu fallen — ein Raub der Verführung und des Lasters geworden! — O Gott! Wie Abraham seinen Isaak Dir zu opfern bereit war, so will auch ich diesen meinen geliebten Sohn Dir zum Opfer darbringen!"

Theopistus, der andere Knabe jenseits des Flusses, hatte es mit Entsetzen gesehen, wie das wilde Thier sein Brüderchen davon trug, und hatte deßhalb das kläglichste Jammergeschrey erhoben. Als er aber nun auch von seinem Vater, der sich

weiter von dem Flusse entfernt hatte, vor den Gebüschen und Sträuchen nichts mehr sehen konnte, schrie er noch lauter: „O Vater, liebster Vater! Ach wo bist du! O komm, komm doch und verlaß mich nicht!" Der tiefbetrübte Vater kehrte mit matten Schritten zurück an den Fluß und rief dem Knaben von weitem zu: „Schweig, liebster Theopist! Sey ruhig! Sieh, da bin ich. Ich komme sogleich zu dir hinüber!" Allein welch neues Entsetzen! Kaum hatte der Vater den Fluß erreicht, so sah er, wie auf dem andern Ufer ein grimmiger Wolf, von dem Schreyen des Knaben herbey gelockt, auf Theopistus zu eilte. Der arme Kleine suchte zwar dem Unthiere zu entrinnen. Er sprang aus allen Kräften längs dem Ufer hin. Der Vater drohte dem Wolfe mit lauter Stimme und geschwungenem Baumaste. Allein jetzt — jetzt erreichte der Wolf den Knaben, packte ihn mit den Zähnen — rannte mit ihm dem Walde zu und verschwand. Was das wunde Herz des guten Vaters bey diesem neuen Schlage empfand — läßt sich nicht aussprechen. Ihm, dem Helden, der in den furchtbarsten Schlachten, wo tausend Schwerter und Spieße ihm den Tod drohten, ohne Furcht dagestanden war, erstarrten beynahe Herz und Glieder! Er sprang zwar augenblicklich in den Strom, dem armen Kinde zu Hülfe zu kommen. Allein bis er, von der Hitze des Tages, von Schrecken

und Kummer, von zweymaligem Uebersetzen des Stromes bereits erschöpft, mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte hinüber kam — hatte der Wolf längst den Wald erreicht, und es war nichts mehr von dem Kinde zu sehen!

Der bestürzte Vater sank, sobald er das Ufer erreicht hatte, kraftlos zu Boden. So viele und so schnell aufeinander folgende Unglücksfälle hatten ihn ganz darnieder gedrückt. „Ach, dachte er, als Schrecken und Jammer ihn wieder denken ließen, so ist denn auch die letzte Hoffnung dahin, die letzte Stütze gebrochen, der künftige Trost meines Alters verschwunden! Ich bin meines geliebten Vaterlandes, aller meiner Freunde, meiner Gemahlin, meiner Kinder in wenigen Tagen beraubt! Ich gleiche einem Baume, dem alle seine Aeste und Zweige abgehauen worden. Mein Schmerz ist noch größer als der Schmerz jenes frommen Patriarchen Jakobs, der seine geliebte Rachel begraben hatte und dem die Nachricht gebracht wurde, der Liebste seiner Söhne, Joseph, sey von einem wilden Thiere zerrissen worden. Jakob hatte noch mehrere Söhne; ihm blieb noch sein geliebter Benjamin! Allein mir ist auch noch mein geliebter Benjamin geraubt! Ich habe keinen Sohn, keine Tochter, keinen Freund mich zu trösten! Ich kann wohl mit dem trauernden Jakob sagen: „Mir bleibt nichts übrig, als vor

Jammer und Herzenleid zu meinen Söhnen hinab zu sinken in das Grab!"

Er schwieg lange. „Ach, sagte er über eine Weile, wenn ich nicht so glücklich wäre, Dich zu kennen, mein göttlicher Erlöser, und in Dir ein so herrliches Vorbild der Geduld in den schrecklichsten Leiden zu erblicken; so würde ich es kurz machen — nach Art meiner Landsleute, der tapfern Römer; ich würde mich, wenn ich noch eines hätte, in mein Schwert stürzen, oder, was ich gar leicht könnte, in den nahen Fluß. Allein Christus lehrt uns anders. Wir dürfen den bittern Kelch, den uns der Vater im Himmel darreicht, nicht zurück weisen. Wir müssen im Leiden, wenn wir anders Christen seyn wollen, mit Christus sprechen: „Vater, dein Wille, nicht der meine!" Es ist nun einmal so! Hier können wir dem bittern Kelche, dem Kreuz' und Leiden nicht entgehen. Dort aber wartet, wenn wir anders standhaft im Leiden ausharren, auf uns die nie welkende Siegespalme und die unvergängliche Krone!"

Eustachius ward auf eine kleine Weile ruhiger; allein, indem er über die Begebenheiten dieser schrecklichen zwey Tage nachdachte, stiegen, gleich schwarzen Gewittern aus dem Meere, neue unermeßliche Qualen in seinem Innersten auf. Denn nicht nur durch äußerliche, sondern noch vielmehr durch innerliche Leiden sollte er geprüft

und geläutert werden. „Wie, rief er erschrocken und wie von einem plötzlichen Blitzstrahl getroffen, bin ich an all dem Jammer nicht selbst Schuld! Wo waren meine Sinne, daß ich mein liebes Weib einem ganz fremden Menschen, jenem treulosen Mohren, anvertraute, aus dessen Gewalt ich sie nicht mehr erretten konnte? Hab' ich sie ihm nicht gleichsam selbst ausgeliefert? O schrecklich, schrecklich! Und welche Unbesonnenheit, welche Gefühllosigkeit war es, daß ich meine lieben Kinder hier in dieser Wildniß, den guten Agapius an dem einen, und den holden Theopistus an dem andern Ufer des Flusses, einsam und allein sitzen ließ? Ach das Brüllen und das Geheul der wilden Thiere in der vergangenen Nacht hätte mir eine furchtbare Warnung seyn sollen! Habe ich die armen Kinder nicht gleichsam selbst den wilden Thieren vorgeworfen! Bin ich nicht ein liebloser Vater, ein Mörder, der Mörder meiner Kinder! Ach, wie blutroth die Sonne untergeht — als wollte sie, wiewohl sie stumm ist, mich anklagen — als riefe sie mir laut zu: Du selbst bist Schuld an dem vergossenen Blut deiner Kinder!" —

„Doch, nein, nein, sprach er jetzt ruhiger, Lieblosigkeit, Grausamkeit war es nicht. Wiewohl ich es in meinem Leben nicht genug bereuen kann, das holde Weib dem größten Elende, die guten Kinder dem furchtbarsten Tode Preis

gegeben zu haben, so war es doch nur Unbedachtsamkeit. Aber dennoch — welche bittere Empfindung ist die Reue! O wie muß es dem Menschen zu Muthe seyn, der vorsätzlich Böses gethan, und absichtlich Andere unglücklich gemacht hat! Ach, was ist der Mensch, daß er bey dem besten Willen solches Unheil anrichten kann? Wie nöthig hat er, Gott täglich zu bitten, Gott wolle ihn erleuchten, leiten, und regieren!"

„Allein, sprach er über eine Weile, wenn es bey mir auch blos Mangel an Ueberlegung war, ist es nicht schon strafbar, ohne Ueberlegung zu handeln? Ach, ich hätte es besser überlegen sollen! — Doch, es sey, wie es sey! Du, barmherziger Gott, bist meine einzige Zuflucht! Verzeih mir, was bey diesen schrecklichen Begebenheiten mein Versehen ist! Mache wieder gut, was ich verdorben habe! Leite Du alles zum Besten. Du nur kannst es und wirst es auch thun! Du sagtest ja durch Deinen Apostel: „Denen, die Gott lieben, dient alles — also auch jedes Versehen, jeder Fehler, den sie ernstlich bereuen — zu ihrem Besten." Ach wäre dieß nicht, ich müßte verzweifeln!"

Er ward ruhiger — aber nur auf Augenblicke. Immer aufs neue quälten ihn die bittersten Vorwürfe. Er wußte nichts Besseres, als nicht mehr nachzusinnen — da es, wie er mit Recht dachte, doch nichts mehr nützte — sondern anstatt des

Nachsinnens und Grübelns nur immer zu bethen. Er that es; er flehte zu Gott, um Trost, um Linderung seiner schweren Leiden. „Vater, sprach er, der Du Deinem geliebten Sohne einen Engel vom Himmel gesandt hast, Ihn zu trösten — ach sieh, auch meine Seele ist betrübt bis zum Tod'! Ach, laß mich nicht ohne Trost bleiben!" Es kam nun zwar kein Trostengel — allein Gott sandte ihm ein anderes Linderungsmittel, das schon oft den Unglücklichsten seiner Leiden vergessen gemacht, ja ihn wohl gar auf einige Zeit in die glücklichsten Umstände versetzt hat. Gott sandte ihm einen sanften Schlaf und wunderbare Traumbilder erheiterten seine trauernde Seele. Ihm träumte, er wandere durch einen dunklen Wald; allein plötzlich war das tiefe Dunkel von goldenen Sonnenstrahlen erleuchtet; der kleine Agapius saß unversehrt und ruhig zwischen Gras und Blumen, lächelte ihm heiter entgegen und der Löwe entfloh scheu und in wilder Eile; eine andere Gegend des Waldes erschien jetzt im Glanze der Sonne; Theopistus stand da, zeigte auf den Wolf, der todt auf den Boden hingestreckt lag, und blickte dankbar zum Himmel. Eustachius erwachte; allein bald entschlief er wieder und erblickte seine beyden Söhne als schöne blühende Jünglinge von hoher edler Gestalt; sie waren als Römische Krieger gekleidet und ihre schimmernden Helme waren mit grünen Lorbeerzweigen geschmückt. Er wachte

abermal auf, entschlief noch einmal und sieh! nun erblickte er auch seine Gemahlin, sie führte voll himmlischen Entzückens ihm seine beyden Söhne entgegen — und die lebhafteste Freude erfüllte sein Herz.

Sechstes Kapitel.

Die guten Landleute.

Als die Morgenröthe anbrach, und Wolken und Meer, Felsen und Bäume mit ihrem Rosenschimmer erhellte, erwachte Eustachius. Sein großer Verlust, das Schicksal seiner Kinder und ihrer geliebten Mutter war sein erster Gedanke. Die erfreuenden Träume mußten der traurigen Wirklichkeit weichen. Allein er erhob Augen, Hände und Herz zum Himmel, und empfahl sich und alles, was sein Herz beschwerte, der treuen Vatersorge Gottes. Die Sonne ging jetzt herrlich auf, und erleuchtete Himmel und Erde mit ihrem allerfreuenden Lichte. „Gestern, sprach Eustachius, ging sie zwischen Duft und Nebel trüb und blutroth unter; und heute geht sie mit all ihrem Glanze in erneuerter Herrlichkeit wieder auf! Sey es denn, daß unsre geliebten Freunde, die uns der Tod oder sonst ein widriges Schiksal raubte, für uns gleich der Sonne untergehen — daß wir sie in diesem Erdenleben nicht mehr erblicken und eine finstere lange Nacht zwischen uns und ihnen

liegt — es kommt einst der Morgen, da wir sie, gleich einer aufgehenden Sonne, in Glanz und Herrlichkeit wieder sehen werden."

Eustachius richtete nun all sein Sinnen und Trachten darauf, sobald als möglich, jene Seestadt zu erreichen, wohin die Ladung jenes Schiffes bestimmt war, und wo er seine Gemahlin zu finden, und sie unter dem Beystand der Obrigkeit aus den Händen jenes gottlosen Räubers zu erretten hoffte. Unverzüglich machte er sich auf den Weg. Er wanderte beständig auf dem kiesigen Grunde zwischen dem Meere und den hohen Felsen hin und mußte unsägliche Mühseligkeiten ausstehen. Die Hitze der Sonne war beynahe erdrückend. Einige Austern, die er am Meere fand, stillten seinen Hunger; der reichliche Thau, der sich zwischen den breiten, faltigen Blättern einiger Gewächse jenes Landes sammelt, löschte seinen Durst. So legte er eine Tagreise zurück. Allein die Felsen, die er bisher immer zur Seite hatte, erstreckten sich nunmehr weit hinein in das Meer. Er konnte nicht mehr weiter; seitwärts aber öffnete sich eine Schlucht, die in das Gebirg führte. Er ging hinein, und kam in eine noch furchtbarere Wildniß. Nirgends erblickte er eine Spur von Menschen; nur die Fußstapfen wilder Thiere bemerkte er im Sande. Er kletterte, da es bereits Nacht war, auf einen steilen Felsen, und übernachtete in einer Felsenkluft,

um nicht im Schlafe von den wilden Thieren zerrissen zu werden. Mit Anbruch des Tages setzte er seinen Weg weiter fort. Die Wildniß wurde immer schauerlicher. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und noch immer fand er keinen Ausweg. Etwas Wasser aus einer fast versiegten Quelle und einige herbe Beeren der Wildniß waren seine einzige Labung. Er glaubte schon in diesem wüsten Gebirge verschmachten zu müssen — da bemerkte er einen schmalen wenig betretenen Fußsteig. Nachdem er eine Weile darauf fortgegangen war, öffnete sich zwischen den kahlen Bergen die Aussicht in ein Thal. Nach einigen Schritten erblickte er mit Freude hohe, schattenreiche Bäume von saftreichem, dunkelgrünem Laube, dann das schönste Wiesengrün, das von reichlichen Blumen hellgelb und purpurroth gestreift war, dann wohlgebaute, reiche Kornfelder, und endlich ein ganzes, sehr freundliches Dorf, dessen Dächer aus einem Walde von Fruchtbäumen hervorschauten. Das Thal, von der untergehenden Sonne beleuchtet, hätte kaum schöner und lieblicher seyn können.

Eustachius dankte Gott, der ihn wieder menschliche Wohnungen und gebautes Land erblicken ließ, stieg freudig den Felsenpfad hinab, und erreichte das Dorf. Vor einem der ersten Häuser, an denen er vorbey kam, saß ein alter Mann, der sich der untergehenden Sonne zu freuen schien.

Zu seinen Füßen spielten ein Paar liebliche Kinder, die seine Enkel zu seyn schienen. Eustachius ging zu ihm hin und sprach: „Lieber, alter Vater! wäre in diesem Dorfe für einen Fremden wohl eine Nachtherberge zu finden?“ „O ja wohl, antwortete der Greis, warum denn das nicht? Und, wenn du, lieber Mann, mir eine recht große Freude machen willst, so bleibe unter meinem Dache über Nacht. Was ich habe, ist wenig; doch gebe ich es mit Freuden.“

Eustachius nahm das Anerbieten sehr gerne an, und ging mit ihm in das Haus. Der Mann brachte Brod, Obst und Wein. „Hier, sagte er, sind einige Erfrischungen, bis meine Tochter von ihrer Feldarbeit nach Hause kommt und das Nachtessen bereitet. Erquicke dich, und der Herr segne es dir!“ An diesen Worten erkannte Eustachius mit unbeschreiblicher Freude, der gute Greis sey ein Christ. „Gott sey gelobt, sprach er, der meine Schritte hieher leitete; denn sieh, auch ich glaube an Christus den Herrn, unsern göttlichen Erlöser.“ Der Greis hatte eine eben so große Freude, in seinem Gaste einen Christen zu erkennen. Es war ihnen Beyden, da sie als Christen in der Mitte roher und grausamer Heiden leben mußten, in diesem Augenblicke nicht anders zu Muthe, als zwey leiblichen Brüdern, die in einem fremden Welttheile und unter einem feindlichen Volke sich einander unvermuthet finden und wieder erken-

nen. Beyde, Eustachius und der alte Landmann, der Klemens hieß, umarmten einander mit inniger, wahrhaft brüderlicher Liebe. Der Eine Glaube, die Eine Hoffnung, die Eine himmlische Liebe, diese Verwandschaft der Geister, ging ihnen über alle Blutsverwandschaft. Sie fühlten zu einander ein so großes Zutrauen, als hätten sie schon zehn Jahre lang mit einander gelebt.

Jetzt kam die Tochter des Greises mit ihrem Manne von der Feldarbeit nach Hause. „Seht, sprach der freundliche Greis zu ihnen, in diesem lieben Gaste hat uns der Herr einen seiner Jünger und Freunde zugeführt!" Beyde hatten die herzlichste Freude, und begrüßten ihn auf das freundlichste. Eustachius erzählte nunmehr, wie er wegen seines Glaubens an Christus aus seiner Heimath vertrieben worden, und wie böse Menschen und wilde Thiere ihm Frau und Kinder geraubt hatten. Alle hörten ihm mit großer Theilnahme zu; die junge Hausfrau vergoß viele Thränen; der fromme Greis aber sprach am Ende: „Sey getrost! Jene Träume, mit denen Gott in der Nacht nach dem Verlust deiner Kinder dich tröstete, scheinen mir nicht ohne Bedeutung. Du hast die guten Knaben doch nicht von den Raubthieren zerreißen sehen; vielleicht wurden sie noch gerettet." „Wie wäre das möglich!" rief Eustachius. „Bey Gott ist kein Ding unmöglich, sprach der Greis; wir dürfen seiner Allmacht kei-

ne Gränzen setzen. Wenn indeß jene Träume nur auf die künftige Welt deuten sollten, und wenn deine Kinder auch wirklich für diese Welt todt sind — so leben sie nunmehr als holde Engel an Gottes Thron. Und dort wirst du sie gewiß wieder sehen! Was aber deine Gemahlin betrifft, so wird Gott sie schützen. Ja es ist große Hoffnung, daß du sie in Aegypten wieder finden, und der Gewalt des gottlosen Heiden entreißen werdest. Wenn ich nicht so alt wäre, so würde ich dich gerne dahin begleiten. Allein mein Schwiegersohn Klitus hier, der schon einmal dort gewesen und aller Wege kundig ist, macht sich eine Freude daraus, mit dir zu gehen. Morgen soll er mit dir dahin ziehen.“ Diese Worte brachten dem betrübten Eustachius großen Trost. Er aß mit den guten Landleuten nun zu Nacht. Freundliche Gesichter, aus denen er sah, daß ihm alles herzlich wohl gegönnt sey, waren die beste Würze der mäßigen Mahlzeit. Hierauf begab er sich, da seine Kräfte fast erschöpft waren, unverzüglich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen, lange bevor der Tag anbrach, machte er sich mit Klitus, dem jungen Bauer, auf den Weg. Sie eilten so sehr sie konnten, und waren, die heißesten Mittagsstunden ausgenommen, unausgesetzt auf dem Wege. Als sie aus den Bergen in die ebenen Gegenden herabkamen, miethete Eustachius von dem Gelde,

das er noch bey sich hatte, ein Kameel, um schneller und bequemer weiter zu kommen. Endlich erreichten sie die Seestadt, wo eine Reihe von Schiffen nahe am Ufer vor Anker lag. Eustachius besah die Schiffe, und erkannte zu seiner großen Freude bald das Schiff, auf dem er und seine Gemahlin sich befunden hatten, und das jetzt auf den Strand gezogen war. Er betrachtete es genau; alle Verzierungen des Schiffes, die er sich wohl gemerkt hatte, trafen richtig ein.

Ein Lastträger, der auf einer Kiste mit Waaren saß, um auszuruhen, rief ihm zu: „Warum besiehest du das Schiff so bedachtsam von allen Seiten? Willst du es kaufen?" Eustachius, dem diese Worte als Scherz vorkommen mußten, blickte ihn mit wehmüthigem Ernste an. Allein der Mann sprach: „Ich scherze nicht! Das Schiff ist feil; der Schiffer, dem es gehörte und der ein sehr reicher Mohr war, ist todt." Eustachius erkundigte sich näher. „Glaube mir, sprach der Mann, es ist nicht anders. Das Schiff lief erst vor wenigen Tagen hier ein; allein der Schiffsherr war nicht so glücklich, das Land lebendig zu erreichen. Ich war dabey, als sein entseelter Leichnam vom Schiffe gebracht wurde. Er soll so zu sagen jähen Todes gestorben seyn." „Das ist sonderbar! sprach Eustachius; aber sage mir, wo ist die Frau, die auf dem Schiffe angekommen ist?" „Eine Frau? sprach der Lastträger. Es

ist keine Frau mit angekommen.“ „Es muß sich eine Frau auf dem Schiffe befunden haben, sprach Eustachius mit Eifer. O sage mir, lieber Mann, wo ich sie finden kann. Du erzeigest dadurch ihrem betrübtem Ehemann einen großen Liebesdienst.“ Der Lastträger blieb dabey, er habe nichts von einer Frau gesehen, die mit gekommen seyn solle.

Ein Paar Kaufleute, die eben vorbey gingen, blieben stehen und hörten zu. „Es ist so, wie der Mann sagt, sprach der eine Kaufmann. Ich hatte auch Waaren auf dem Schiffe, die ich mit Sehnsucht erwartete. Ich war in dem Augenblicke zugegen, als das Schiff landete und blieb da, bis es ausgeladen war. Allein ich versichere dich, es hat sich keine einzige Frau auf dem Schiffe befunden. Es war niemand darauf, als die Schiffsknechte und der Leichnam des Schiffers.“ Eustachius erzählte nun so viel, als er für nöthig erachtete, von seiner Geschichte, und bat dann die Kaufleute, die ihm sehr theilnehmend zuhörten, ihm Gelegenheit zu verschaffen, die Schiffsknechte zu sprechen, um sich bey ihnen zu erkundigen, wohin seine Gemahlin gekommen sey. Die Kaufleute sagten: „Es wird schwer halten, noch einen oder den andern aufzufinden. Sie nahmen nach dem Tode ihres Herrn sogleich auf andern Schiffen Dienst, und führen vielleicht schon alle mit denselben ab; denn der Handel geht

sehr stark. Indeß wollen wir selbst sogleich nachforschen.“ Sie kamen bald zurück und sagten: „Zum guten Glücke haben wir noch ein Paar Schiffsknechte aufgetrieben; allein sie wollen nichts davon wissen, daß eine Frau auf dem Schiffe gewesen sey.“

Auf Verlangen des Eustachius wurden die zwey Schiffsknechte vor Gericht gefordert. Sie erschraken sehr, als sie in den Gerichtssaal traten, und ganz unerwartet den Mann erblickten, den sie an ein unbewohntes Land ausgesetzt hatten. Auch er kannte sie gar wohl, und stellte sie zur Rede. Sie gestanden nun ein, Eustachius dessen Frau und zwey Kinder hätten sich allerdings auf dem Schiffe befunden. Der Schiffsherr habe, da Eustachius das Fahrgeld nicht bezahlen konnte, ihn und die zwey Kinder an das Land bringen lassen, allein die Frau als Sklavin zurück behalten. Der Schiffsherr habe dann eine heftige Leidenschaft zu der Frau gefaßt; da sie ihm aber durchaus kein Gehör gegeben, habe er sie in einem Anfalle von Wuth mit dem Schwerte getödtet, und den Leichnam in das Meer geworfen. Hierauf hätten Liebe und Haß, Reue und Verzweiflung ihm das Herz abgedrückt; wenige Stunden nachher sey er eine Leiche gewesen. Da diese Geschichte ihrem verstorbenen Herrn keines Weges zur Ehre gereiche, so hätten sie mit einander abgeredet, davon zu schweigen; allein vor

Gericht dazu aufgefordert, mußten sie, so hart es sie auch ankomme, der Wahrheit dieses Zeugniß geben. Nachdem sie ihre Aussage beschworen hatten, gingen sie hinaus.

Wie es aber dem tiefbetrübten Eustachius zu Muthe war, kann keine Zunge aussprechen. Erschüttert ging er aus der Gerichtsstube, und wandelte voll stummen Schmerzens am Ufer des Meeres auf und ab. Noch hatten seine Augen keine Thränen. Endlich blieb er stehen, blickte mit hervorströmenden Thränen zum Himmel und sagte: „Nun, guter Gott, so war es denn Deine Schickung, daß ich meine Gemahlin durch den Tod verlieren mußte! Deinem Willen unterwerfe ich mich denn in tiefster Demuth und Anbethung. Du hast mein geliebtes Weib zu Dir genommen. Ach, es ist doch besser, sie starb eines blutigen Todes, als daß sie in Sünde und Schande gewilligt hätte." — „O du meine geliebte Theopista, sprach er weiter, so sehe ich denn in dieser Welt dein holdes Angesicht nicht mehr! So lebe denn wohl, seliger Geist, und bethe für mich, damit ich dich und unsre lieben Kinder an Gottes Throne wieder sehen möge."

Der junge Bauersmann Klitus, der mit Eustachius gekommen war, hatte, während die Schiffsknechte verhört wurden, das Kameel in die nächste Herberge gebracht, es gefüttert und getränkt. Er vernahm die traurige Neuigkeit sogleich: „Die Frau,

die mit dem Schiffe hätte ankommen sollen, sey auf dem Schiffe ermordet und in das Meer versenkt worden.“ Der gutherzige Landman hörte diese Nachricht mit Schaudern. Tiefbetrübt und mit weinenden Augen näherte er sich dem bestürzten Eustachius, der mit Augen voll Thränen in das Meer hinaus sah. „Ach Gott, sprach Klitus zu ihm, mich wundert es nicht, daß du das Meer nicht ohne Zähren ansehen kannst! Denn es ist ja das Grab deiner geliebten Ehegattin. Allein schaue lieber zum Himmel auf! Wiewohl ihr Leib in dem Abgrunde des Meeres begraben liegt, so ist doch ihr Geist in dem Himmel! Sie starb den schönsten Tod — sie wollte lieber sterben, als sündigen. Weine also nicht — freue dich vielmehr und lobe Gott!“ „Du hast Recht, lieber Freund, sprach Eustachius, und drückte ihm die Hand; Gott sey gelobt — sie hat es überstanden, und hat — so gräßlich ihre Ermordung war — doch selig geendet. Gott gebe, daß unser Ende, von so schauerlichen Umständen es übrigens begleitet seyn möge, auch so selig sey.“

Siebentes Kapitel.

Der Tagelöhner.

Eustachius und der junge Bauersmann Klitus gingen einige Zeit an dem Meere stillschweigend und in ihren bekümmerten Herzen nur mit Gott

redend auf und ab. Endlich sagte Klitus: „Es ist bereits Nacht. Ich habe in der Herberge für dich ein Nachtessen und ein Nachtlager bestellt. Willst du nicht mit mir gehen?“ Eustachius ging mit ihm; allein es war ihm jetzt weder um das Essen, noch um das Schlafen zu thun. Klitus bezeigte eben so wenig Lust dazu. Sie gingen mit einander auf die Kammer, die ihnen angewiesen wurde, und redeten noch vieles über diese traurige Begebenheit. Endlich sprach Klitus: „Hier in Aegypten ist für dich nichts mehr zu hoffen; was hast du nun weiter vor?“ „Daran habe ich noch nicht gedacht, sprach Eustachius. Es bleibt mir aber nichts übrig, als irgend einen Winkel auf Erden aufzusuchen, um da zu trauern und zu sterben, wenn Gott nicht noch ein Anderes über mich verfügen wird.“ „O so komm mit mir, sagte Klitus. Mein Haus und Alles, was ich habe, steht dir zu Diensten. Du kannst meinem alten Vater, meinem Weibe und meinen Kindern keine größere Freude machen, als wenn du mit mir zurückkehrest und bey uns bleibest.“ Eustachius bedachte sich und sprach: „Nun wohl! Ich gehe mit dir. Ich will aber dir und den Deinigen nicht zur Last fallen, und mein Brod nicht als ein Müßiggänger essen. Der Apostel sagt ja: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Ich will dein hartes Tagwerk mit dir theilen, und dir helfen das Feld bauen.

Die Hand, die stark genug war, Schwert und Lanze zu führen, wird wohl nicht zu schwach seyn, den Pflug zu lenken." „Nun, nun, sagte der Landmann erfreut, wir wollen sehen. Das wird sich geben. Komm du nur einmal mit mir. Wir wollen so vergnügt zusammen leben, wie die heiligen Engel Gottes im Himmel."

Sie bestiegen am nächsten Morgen das Kameel und kehrten zurück. Sie kamen glücklich in dem Dorfe an, und wurden von dem liebenswürdigen Greise, der guten Hausfrau und den Kindern mit Freude, aber auch mit Betrübniß über die traurigen Nachrichten, die sie brachten, aufgenommen. Da der gute Greis das Vorhaben des Eustachius vernahm, als Tagwerker das Feld zu bauen, schüttelte er sein graues Haupt. Eustachius aber bestand darauf. Nur eine Bedingung bat er sich aus. Hinter dem Wohnhause des Bauers war eine Anhöhe, auf der einige große schöne Palmbäume standen. „Dort, sagte Eustachius und zeigte nach der Anhöhe, zwischen jenen Bäumen wünschte ich eine eigene kleine Hütte zu haben, wo ich die Stunden, die ich nicht bey der Arbeit bin, in stiller Einsamkeit, in Gebeth und Betrachtung zubringen könnte." Die guten Landleute versprachen, seinen Wunsch zu erfüllen. Sogleich am andern Morgen legten sie Hand an das Werk; Eustachius gab den Bau an und half dabey fleißig mit. Die Hütte kam

bald zu Stand. Das Dach war nur mit Stroh gedeckt, und ruhte auf rohen Baumstämmen. Die Wände waren von zähen Baumästen dicht geflochten und mit Moos ausgestopft. Die Wohnung hatte freylich ein sehr dürftiges Aussehen; indeß gewährte sie nicht nur hinreichenden Schutz gegen den Regen, sondern in einem Lande, wo man nie eine Schneeflocke sieht, auch gegen Frost und Wind. Innen hatte sie blos zwey Abtheilungen. Die erste, in die man sogleich durch die Hüttenthüre kam, diente zum Wohnzimmer; die andere zur Schlafstätte.

In dieser armen Mooshütte mit dem Strohdache wohnte nun der Mann, dessen Wohnung ehemals ein prächtiger Palast gewesen. Er verlegte sich nun mit allem Ernste auf den Feldbau, und brachte es nicht nur bald dahin, daß er ein Ackerfeld auf das beste bestellen konnte; er fand an dieser Beschäftigung auch Vergnügen. Er dachte wie jener Römische Dichter, der den Mann selig preiset, der fern von Welthändeln, wie die Menschen der Vorzeit, mit seinen Ochsen das Feld pflügt, genügsam und frey von Wucher und aller Geldgier. Er glich jenem großen Feldherrn Cincinatus, der, als ihm die Abgesandten des Römischen Senats die Feldherrnstelle antrugen, auch eben das Feld pflügte; vom Pfluge hinweg mächtige Kriegsheere zum Kampf führte, und nach erfochtenem Siege wieder zu dem Pfluge zurück-

kehrte, und auf seinem väterlichen Boden, bey einfachen Sitten und ländlicher Kost, allen Reichthum und Glanz der Welt für nichts achtete.

In den Stunden, die Eustachius von der Feldarbeit übrig hatte, schuf er den freyen Raum neben seiner Hütte zu einem Garten um, pflanzte Weinstöcke und Feigenbäume, baute Kohl, Bohnen und andere Gemüse und vorzüglich schöne und große Melonen. Zu Mittag speisete er gewöhnlich mit seinen guten Landleuten; oft sogleich draußen auf dem Felde. Er lagerte sich dann mit ihnen im Schatten irgend eines Baumes auf den Rasen, aß mit ihnen sehr vergnügt aus Einer Schüssel, und wünschte sich keine bessern Gerichte. Abends bereitete er sich seine mäßige Mahlzeit meistens selbst; er saß dann an dem kleinen Feuerheerde, der in einer Ecke seiner Hütte angebracht war, und während der Topf mit Gemüse am Feuer stand, las er, um keinen Augenblick der Zeit unbenützt zu lassen, in dem Evangelium, den Briefen der Apostel, oder in den Psalmen.

Nach der kleinen Mahlzeit setzte er sich gewöhnlich auf die hölzerne Bank, die er unter einem der Palmbäume aufgeschlagen hatte. Seine guten Landleute, der fromme Greis, der junge Bauer und dessen Eheweib kamen dann zu ihm herauf, setzten sich zu ihm, und während die Glut des Abendroths erlosch und ein Stern nach dem andern aus der tiefen

Bläue des Himmels hervorfunkelte, redete er mit ihnen von dem Glauben an Gott und Jesus Christus und von den Hoffnungen, die einst, wenn die Welt umher für uns in die Nacht des Todes versinkt, dort oben über den Sternen auf uns warten. Er sprach mit Entzücken von jenem Augenblicke des Himmels, da Christus dort im Walde sich ihm geoffenbart; er betheuerte öfter, daß er nur im Christenthume volle Beruhigung gefunden und des ewigen Lebens gewiß geworden. Auch erzählte er ihnen noch Manches aus seiner Lebensgeschichte, was für sie lehrreich und angenehm war. Sie nahmen aus seinen Erzählungen wohl ab, daß er vorhin vermöglich gewesen und bey dem Kriegsheere eben nicht die geringste Stelle begleitet hatte; allein davon, daß er der berühmte Feldherr Plazidus sey, sagte er ihnen aus Bescheidenheit kein Wort. Sie kannten ihn nur unter seinem christlichen Namen Eustachius.

Die Einwohner des Dorfes waren, außer den christlichen Bauersleuten, die ihn so liebreich aufgenommen hatten, beynahe alle noch Heiden. Allein Eustachius machte sich die größte Freude daraus, ihnen allen ohne Unterschied bey jeder Gelegenheit Gutes zu erweisen. Seine höhere Einsicht, seine Tugend, sein Muth setzten ihn in den Stand, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Unter Anderm wurden ihre

Felder vielfältig nicht nur von Hirschen, sondern auch von ungeheuren, großen und gefährlichen wilden Schweinen verheert; die reißenden Thiere der nahen Wildniß fielen nicht selten in die Heerden ein, und manches Rind wurde von einem Löwen zerrissen, manches Schaf von einem Wolfe geraubt. Denn damals, wo es noch keine Feuergewehre gab, war es, zumal für friedliche Bauersleute, nicht so leicht, sich der Raubthiere zu erwehren. Der tapfere Eustachius nahm ihre Felder und Heerden gegen die wilden Thiere in Schutz, und durchwachte manche finstre stürmische Nacht auf freyem Felde. Als ein jagdkundiger Mann lehrte er die Männer, sich gegen die Thiere des Waldes bewaffnen und sie bekämpfen. Er war immer der Anführer auf der Jagd; vieles Wild, ja mancher Wolf, mancher Löwe wurde zur Erde hingestreckt, ohne daß je ein Mensch verletzt ward.

Die Männer hatten großes Zutrauen zu dem tapfern Manne. Der Adel seiner Seele, der ungeachtet der dürftigen Bauernkleidung, die er jetzt trug, aus seinem ganzen Betragen hervorleuchtete, flößte ihnen Ehrfurcht ein, und seine Menschenfreundlichkeit gewann ihm aller Herzen. Wenn er nach vollbrachtem Tagwerke unter den Bäumen seiner Hütte saß, kamen fast mit jedem Abende mehr Männer — und auch Weiber und Kinder herbey, und horchten auf jedes Wort sei-

nes Mundes. Er sprach dann am liebsten von der Seligkeit eines wahren Christen. Es traf bey ihm, wie bey allen, die Jesum Christum wahrhaft erkennen, das Wort ein: „Ich glaube, darum rede ich." Da seine Worte von Herzen kamen, so gingen sie auch wieder zu Herzen. Immer mehrere glaubten an Christus. Ein christlicher Priester, der von den Heiden vertrieben in dieses Thal kam, taufte sie, und reichte ihnen das Brod des Lebens. Die Hütte des Eustachius diente dabey zur Kapelle. Als aber der Priester nach einigen Jahren wiederkam, mußte das heilige Abendmahl unter den Palmen vor der Hütte des Eustachius gehalten werden. Denn Eustachius hatte nunmehr die Freude erlebt, daß alle Einwohner des Dorfes sich zum Christenthume bekannten, alle Ein Herz und Eine Seele waren, und das liebliche Bild einer christlichen Gemeinde in der Wirklichkeit darstellten.

Achtes Kapitel.

Die zwey Krieger.

In dem friedlichen Thale, wo Eustachius in Mitte seiner guten Landleute so zufrieden lebte, hatte er bereits fünfzehn Jahre zugebracht. Er wußte von dem, was in der übrigen Welt vorging, wenig oder nichts. Eines Abends nun, da die Schatten der Berge sich schon sehr weit in

das Thal erstreckten, und er, die müden Ochsen mit dem umgestürzten Pflug vor sich hertreibend, eben vom Acker zurück nach Hause kehren wollte, erblickte er in einiger Entfernung zwey Krieger, die auf das Dorf zugingen. Ihre glänzenden Helme, ihre scharlachrothe Kleidung und die blitzenden Lanzen, deren sie sich als Wanderstäbe bedienten, machten sie schon von weitem kenntlich. Eustachius, als ein Kriegsheld und ehemaliger Feldherr, erfreute sich dieses Anblicks, und blieb stehn. Die zwey Krieger schritten auf ihn zu, und Eustachius erkannte in ihnen mit nicht geringer Verwunderung seine ehemaligen Streitgenossen und getreuen Diener — Akazius und Antiochus. Sie erkannten ihn aber nicht, den sein Angesicht war von der Sonne gebräunt, und die schlechte rauhe Kleidung eines ackernden Landmanns machte ihn noch unkenntlicher Es fiel den ehrlichen Kriegern gar nicht ein, nur zu denken, der dürftig gekleidete Mann, der vor ihnen stand, sey ihr ehemaliger Gebieter und Feldherr.

Eustachius rief, indem er ihnen die Hand bot, mit großer Freundlichkeit: „Willkommen, meine Freunde! Was in aller Welt führt euch hieher in dieses Thal, wo seit vielen Jahren keine Römische Kriegslanze geblinkt hat?“ Akazius sprach: „Sey auch du uns gegrüßt, du guter, freundlicher Bauersmann! Was aber unser Geschäft betrifft, so sollen wir, auf des Kaisers

Befehl, den Feldherrn Plazidus in weiter Welt aufsuchen. Allein all unsere Mühe war bisher vergebens, und wir werden am Ende wohl wenig Ehre davon tragen, einen solchen Auftrag übernommen zu haben." Eustachius merkte, daß sie ihn nicht kannten, und auch er wollte ihnen nun nicht sogleich sagen, daß er sie erkenne. Er wollte vorher inne werden, ob sie noch seine alten treuen Freunde seyen, und warum der Kaiser, bey dem er in Ungnade war, ihn aufsuchen lasse. Er sagte also blos: „Nun, nun, ihr findet diesen Plazidus vielleicht, ehe ihr denkt. Unverhofft, kommt oft! Indeß geht die Sonne bereits unter, und ihr seyd müde von der Reise. Kommt mit mir, und bleibt bey mir über Nacht. Ich mache mir eine wahre Freude daraus, euch zu bewirthen."

Die Soldaten ließen sich dieses nicht zweymal sagen; es war ihnen etwas Ungewohntes, daß man sie einlud, ins Quartier zu kommen. Sie gingen mit ihm in das Dorf. „Geht jetzt nur dort hinein, sprach nun Eustachius, indem er mit dem Geißelstabe auf seine Wohnung zeigte; ich komme sogleich nach. Ich muß nur erst für die müden Thiere da sorgen." „Dort hinein, in jene arme Hütte? sagte Akazius bedenklich. Seyd ihr denn nicht der Bauer von diesem Hofe da?" „Nein, sprach Eustachius, ich bin eigentlich nur sein Tagwerker. Indeß gebe ich euch mein Wort, ihr

sollet mit der Bewirthung zufrieden seyn." „Nun, wir wollen einmal sehen!" sagte Akazius den Kopf schüttelnd, und ging die Anhöhe hinauf der Hütte zu, und Antiochus folgte ihm

Eustachius aber führte die Ochsen in den Stall, schüttete ihnen Futter vor, und sprach dann zu dem Bauer und der Bäuerin: „Ich habe da ein Paar wackere Kriegsmänner angetroffen, die hier durchreisen wollten. Da lud ich sie denn ein, bey mir zu übernachten. Es geziemt sich daher doch wohl, daß ich ihnen ein anständiges Abendessen und einen Becher Wein vorsetze. Ich bitte euch, helft mir aus der Noth. Ich bin bereit, alles, was sie genießen werden, mit diesen meinen zwey Händen durch verdoppelte Arbeit zu ersetzen." „Ey was ersetzen! sagte der Bauer; das hast du längst hundertfältig verdient. Und überdieß ist es ja unsere Christenpflicht, Fremde zu beherbergen." Die Bäuerin sagte: „Zu gutem Glücke habe ich von dem Hirsch', den du neulich geschossen, noch einen schönen großen Braten im Hause; den will ich sogleich zurichten. Wein aber will ich dir geben, soviel du willst, und zwar vom besten, den wir haben." Sie eilte, und brachte einen großen Krug Wein und Brod dazu.

Als Eustachius mit dem irdenen Kruge und dem Brode in die Hütte trat, hatten seine zwey Gäste es sich indessen bequem gemacht. Sie hatten Schwert und Helm abgelegt, die Lanzen in

eine Ecke gelehnt und sich an den Tisch gesetzt. Eustachius füllte die hölzernen Becher mit Wein und sprach freundlich: „Erquickt euch indessen, bis das Abendessen bereitet ist, mit Brod und Wein.“ Akazius griff sogleich zu, trank und sagte: „Einen so guten Wein hätte ich in dieser Hütte nicht gesucht, und — die Wahrheit zu sagen — einen so guten Mann auch nicht.“ Beyde Krieger ließen sich den Wein wohl schmecken, und wurden sehr fröhlich. Sie fingen nun an von ihrem ehemaligen Feldherrn Plazidus zu reden. Akazius sagte: „Er ist der Mann, den wir von allen Menschen auf Erden am meisten schätzen. Wir haben unter ihm gedient. Doch will ich jetzt nicht davon reden, wie er im Felde zu befehlen und das Heer in Schlachtordnung zu stellen wußte, wie sein Angesicht, sein Blick unsern Muth entflammte, wie er zu siegen verstand — und wie mild er gegen die Besiegten war, wie er auf gute Mannszucht hielt, und dabey ein Freund und Vater der Soldaten war. Von solchen Dingen, mein guter ehrlicher Landmann — nimm es mir nicht übel! — verstehst du nichts. Allein ich wollte, du hättest ihn in seinem Hause und auf seinen Landgütern gesehen, wie er da die lautere Liebe und Güte war, und doch dabey sein Ansehen zu behaupten wußte. Seinem Blicke entging nichts. Bey ihm traf es wohl recht zu: Das Auge des Hausherrn düngt den Acker und vermehrt den

Kühen die Milch. Reichere Felder und schöneres Vieh sah man nirgends. Doch, das ist das Wenigste. Allein seine Ordnung unter dem Gesinde war musterhaft. Da zeigte es sich in der That: Wie der Herr, so der Knecht. Er hatte eine Auswahl von trefflichen Dienstleuten. Und du magst es uns nun glauben oder nicht, wir lebten mit diesem großen Manne unter Einem Dache; wir waren so glücklich, seine Diener zu seyn, und sein Vertrauen zu genießen. Obwohl wir nur gemeine Soldaten sind, so ging er dennoch mit uns um, wie ein Vater mit seinen Kindern, ja wie ein Bruder mit seinen Brüdern. Ach ich könnte weinen, wenn ich jener glücklichen Zeiten gedenke! Doch sie sind längst vorbey, und seit dieser langen Zeit hatte ich keine so fröhliche Stunde mehr. Unser Herz brennt von Verlangen, ihn wieder zu sehen. Einen bessern Mann als ihn trägt wohl die Erde nicht!"

„Nun, nun, guter Freund, sprach Eustachius lächelnd, lob ihn nur nicht gar so übermäßig. Ich denke, er ist um kein Haar besser, als ich, und das will eben nicht viel sagen."

„Um kein Haar besser als Du? rief Akazius mit Eifer. Ehrlicher Bauer, du hast wirklich keine schlechte Meynung von dir selbst. Die schöne Tugend der Bescheidenheit übertreibst du eben nicht; indeß bewundere ich deine Aufrichtigkeit. So ein guter Mann du übrigens seyn magst —

mit unserm Feldherrn, dem berühmten Plazidus, mußt du dich nicht vergleichen. Sonst müßte ich in der That deinen Verstand sehr in Zweifel ziehen.“ —

Antiochus sprach, den Akazius unterbrechend: „Auch seine Gemahlin ist eine vortreffliche Frau, und eines solchen Mannes ganz würdig. Und zwey Kinder hatten sie — o zwey schöne, holde Knaben — voll Feuer und Leben. Der eine, mit seinen dichten dunklen Locken, glich dem Vater; der andere, blond von Haaren, der Mutter. Die zwey Knaben möchte ich jetzt sehen; sie müßen indeß zwey herrliche Männer geworden seyn. Wir Soldaten sagten oft zu einander: Das giebt einmal ein Paar Helden trotz ihrem Vater; ja, wenn es möglich wäre, so würden sie ihn noch übertreffen.“

Eustachius, den der Anblick seiner ehemaligen Diener, und ihre Liebe zu ihm, ihre Treue und Anhänglichkeit schon sehr gerührt hatte, wurde jetzt, da sie ihn an die vergangenen glücklichen Tage, an seine theure Gemahlin und an seine lieben Kinder erinnerten, heftig erschüttert. Der Schmerz über das schreckliche Schicksal eines so guten Weibes, so lieber Kinder wurde mächtig in ihm aufgeregt. Er konnte die Thränen, die mit Gewalt hervorbrechen wollten, kaum mehr zurückhalten. Er stand auf, sah durch das Fenster und sagte mit bebender Stimme: „Es ist wäh-

rend unsers Gesprächs ziemlich dunkel geworden. Ich will Licht holen und nachsehen, ob das Abendessen noch nicht fertig ist.“ In der That ging er aber nur hinaus, um sich draußen ungesehen satt zu weinen.

Als er hinaus gegangen war, sagte Antiochus: „Du, Bruder, kommt es dir nicht auch so vor, wie mir? Mir scheint es, daß dieser Mann unserm verehrten Feldherrn gleiche. Je länger ich den Mann betrachtete, je ähnlicher schien er ihm. Auch die Stimme und die Aussprache dieses Mannes mahnte mich an Plazidus. Einige Male war es mir nicht anders, als sähe ich das Angesicht unsers ehemaligen geliebten Herrn wirklich vor Augen. Betracht' ihn, wenn er wieder hereinkommt, doch auch recht aufmerksam, ob er nicht Derjenige sey, den wir suchen?“

Akazius sprach: „Was fällt dir ein! Bist du toll? Wie wäre es möglich, daß unser berühmter Feldherr einem Bauer als Knecht diene! Wie sollte er, mit der Hand, die ehemals den Befehlshaberstab über Römische Kriegsheere führte, die Geißel schwingen und hinter den Ochsen daher gehen? Ich gebe es zwar zu, daß sich in den Mienen und Geberden dieses Bauers etwas Edles zeige und daß er einige Aehnlichkeit mit Plazidus habe. Allein ich fürchte, unsere Begierde, unsern Feldherrn zu finden, und vielleicht auch der Wein, der uns den Kopf ein wenig erhitzte, spiegle

uns das nur so vor. Ich weis jedoch ein sicheres Zeichen, woran Plazidus unfehlbar zu erkennen ist. Er wurde einst in der Schlacht, hier seitwärts am Halse, wo Helm und Panzer eine kleine Oeffnung lassen, von einem feindlichen Spieße verwundet. Es war in der That keine leichte Ritze, sondern das scharfe Eisen hatte ziemlich tief eingedrungen. Die Wunde ward sehr gut geheilt; allein das Wundmahl, das sie zurück ließ, blieb ihm beständig, und er wird es wohl mit sich ins Grab nehmen. Werden wir nun, wenn unser gütiger Aufwärter wieder herein kommt, das Wundmahl an ihm bemerken, so dürfen wir nicht im geringsten zweifeln, er sey unser geliebter Feldherr."

Eustachius kam mit der brennenden Lampe wieder herein, stellte sie auf den Tisch, und neigte sich ein wenig über den Tisch, um den Docht der Lampe etwas weiter vorzuschieben. Die zwey Männer richteten ihre Blicke unverzüglich nach seinem Halse, den er nach Landessitte entblößt trug, erkannten deutlich das Wundmahl — und sprangen beyde zugleich und von Erstaunen und Freude ganz außer sich so heftig vom Tische auf, als wären sie von einem plötzlichen Wahnsinn ergriffen worden. Sie wußten nicht mehr, was sie thaten. Sie weinten und jauchzten durcheinander, fielen ihm wechselweise um den Hals, benetzten ihn mit Thränen, und erstickten ihn fast mit Küs-

sen. Dann fielen sie ihm zu Füßen, und baten ihn wegen dieser Vertraulichkeit, die sie in der Freude ihres Herzens sich erlaubt hätten und die der ihm schuldigen Ehrfurcht zuwider wäre, demüthig um Verzeihung. Dann ergriffen sie wieder seine Hände, als fürchteten sie, was sie mit Augen sehen, sey nur ein Traum. „O du tapferer Held, riefen sie, du, unser Feldherr Plazidus, oder wie wir dich lieber nennen, du ehrwürdiger Eustachius, welcher Name dir in der Taufe gegeben wurde! Du unser Freund, unser Wohlthäter, unser Vater! Sieh deine zwey geringen Diener hier zu deinen Füßen. Aber in welcher Gestalt müssen wir dich erblicken! Welch eine traurige Veränderung ist mit dir vorgegangen, seit du uns zum Siege führtest, oder uns das Glück des Friedens auf deinem Landgute mit dir genießen ließest! Ach, so hat sich denn unter den Vielen, die dir ihr Glück zu danken haben, keiner gefunden, der sich deiner im Elende angenommen hätte! Und wo ist Theopista, deine edle, fromme Gemahlin? Wo sind deine Söhne, der hoffnungsvolle Agapius und der holde, freundliche Theopistus? Warum lebst du so einsam und verlassen in dieser elenden Hütte? Ist dir von allem deinem Glücke, allen deinen Ehrenzeichen nichts übrig geblieben, als dieses Wundmahl? Ach sag uns, sind wir auch wirklich bey Besinnung, oder betrügen uns unsere Sinne

und haben wir Denjenigen, den wir so sehnlich suchen, noch nicht gefunden?"

Eustachius, der edle, gefühlvolle Mann, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, wurde jetzt, da er seine unvergeßliche Gemahlin und seine lieben Kinder mit Namen nennen hörte, und deren schreckliches Schicksal den alten, treuen Freunden erzählen sollte, von der Empfindung überwältigt. Er fing an so herzlich zu weinen, daß ihm die reichlichen Thränen nicht nur die Wangen, sondern auch das Kleid benetzten „Ach meine Freunde, sagte er, ich habe euch traurige Geschichten zu erzählen. Meine zwey Söhne sind längst todt; beyde wurden von wilden Thieren zerrissen. Meine Gemahlin wurde mir von einem Manne, der wohl grausamer war, als die wilden Thiere, geraubt, und da sie nicht in Sünde und Schande willigte, von ihm ermordet. Ja, wohl einsam und verlassen, und wie ihr seht, in tiefer Betrübniß blieb ich allein zurück. Von dem Verluste zeitlicher Güter will ich gar nicht reden. Mag die Welt mich immerhin ein trauriges Denkmahl ehemaliger Größe nennen; mag ich immerhin als ein lebendiger Zeuge vom dem Unbestand alles Erdenglückes vor der Welt dastehen. Ich achte das nicht! Allein der Verlust meines lieben Weibes, meiner lieben Kinder, verwundete mein Herz tief, und diese Wunde heilte nicht so schnell, als die Wunde, die jener feindliche Spieß mir

versetzte. Sie blutet noch. Indessen war es so Gottes Wille. Sein heiliger Name sey gepriesen. Denn ich baue fest auf jenes Wort: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die dort auf uns wartet.“ Dort werden wir unsre Geliebten wiedersehen.“

Die getreuen Diener vernahmen das schauerliche Schicksal der holden Knaben und der edlen Frau mit Entsetzen, und von den Thränen des betrübten Vaters und Ehegattens noch mehr ergriffen, fingen sie an, so laut zu jammern, als würden die holden Kinder eben jetzt in diesem Augenblick von den wilden Thieren zerfleischt, und als sähen sie die blutige Leiche der Mutter, jener herrlichen Frau, mit Augen.

Die Leute in dem nahen Bauernhause hörten erst das Jauchzen und den Jubel der Freude, und dann lautes Jammern und Klagen in der Hütte erschallen; der junge Bauer, die Bäuerin, der gute alte Vater kamen deßhalb herüber, um zu sehen und zu hören, was da vorgehe. Eustachius sprach: „Diese braven Krieger sind alte treue Freunde und Hausgenossen von mir. Erst vor wenigen Augenblicken erkannten sie mich wieder, und hatten darüber eine so große Freude; da ich ihnen aber den Tod meines lieben Weibes und meiner guten Kinder erzählte, brachen die guten treuen Seelen darüber in einen so großen Jammer aus.“

Die guten Landleute wurden sowohl von jener Freude als diesem Jammer bis zu Thränen gerührt. Da aber Akazius sah, daß die Leute mit dem Feldherrn so vertraut umgingen, als wäre er nur ihr Knecht, und daß es ihnen noch ganz unbekannt sey, was für eine hohe Würde er in der Welt begleitet habe, sprach er: „Ihr wißt gar nicht, was für einen großen Mann ihr bisher in dieser schlechten Hütte beherbergt habt. Der Mann, der bey euch sein Stück Brod mühsam mit der Arbeit seiner Hände erwirbt, gab ehemals unzähligen Menschen ihren Lebensunterhalt. Er, der euch als Tagwerker dient, hatte ehemals über große Kriegsheere zu befehlen und viele Tausend tapfere Mäner gehorchten seinem Winke. Euer kleines unbekanntes Dorf, das ihr, glaube ich, Badyssus nennt, wird nach Jahrhunderten noch mit Ruhm genannt werden, weil er sich so lange da aufhielt. Denn Derjenige, der hier vor euch steht, ist kein anderer — als der ruhmvolle Römische Feldherr Plazidus.“

Die guten Bauersleute hörten dieses mit Erstaunen, und traten ehrerbietig und etwas scheu zurück. Denn ein Römischer Feldherr wurde damals geehrt wie ein Fürst. Allein Eustachius sagte: „Laßt das gut seyn, lieben Freunde, und kehrt euch nicht daran. In dieser Welt müssen nach Gottes Anordnung freylich Einige seyn, die befehlen, und Andere, die gehorchen. Auch ist es

Gottes Schickung so, daß Einige reich, und Andere arm sind. Allein es sey einer Herr oder Knecht, arm oder reich; vor Gott macht dieses keinen Unterschied. Diese Welt gleicht einem Schauspiele, in dem Einer den Feldherrn, der Andere den gemeinen Soldaten; dieser den Bauer, jener den Knecht vorstellt. Wenn der Vorhang gefallen ist, sieht man nicht darauf, was einer vorgestellt, sondern wie er es vorgestellt habe, und der Bettler, der seine Sache gut machte, trägt einen größern Ruhm davon, als der Fürst, der sie nicht so gut machte. Laßt uns darauf bedacht seyn, damit einst, wenn diese Welt, gleich einem Schauspiele, enden, und der Herr kommen wird zu richten — ein Jeder von uns, in seinem Berufe treu erfunden werde.“

Antiochus sprach: „Du warst deinem Berufe immer getreu, liebster Feldherr, seitdem du zum Christenthume berufen wurdest, ja, seitdem wir dich kennen. Als du noch reich warst, und im Ansehen standest, verwendetest du deine großen Reichthümer nur dazu, den Menschen, die in Noth waren, zu helfen, und du bedientest dich deines Ansehens nur, die Unterdrückten zu erretten. Als die Stunde der Prüfung für dich gekommen war, opfertest du, ehe du Christus dem Herrn ungetreu geworden wärest, lieber die Gunst des Kaisers, deine Feldherrnstelle und deine ansehnlichen Landgüter willig auf, und ertrugst es mit himm-

lischer Geduld, als das rohe Heidenvolk dein Haus plünderte, dir nach dem Leben stellte, und dich nöthigte, aus dem Lande zu entfliehen. Die herrliche Erkenntniß Jesu Christi ging dir über alle Gunst, allen Glanz, Ruhm und Reichthum der Welt; aus Liebe zu Christus und um dessen treuer Jünger und Nachfolger zu bleiben, aßest du hier im Schweiße deines Angesichtes dein Brod, und führtest ein stilles verborgenes Leben."

Die guten Landleute hörten mit Erstaunen und Rührung, was die beyden Krieger sagten. Der alte Bauer aber, dieser ehrwürdige Greis, sprach mit Thränen in den Augen zu Eustachius, indem er ihn bey der Hand nahm: „Edler Mann! in dieser langen Reihe von Jahren, in der du bey uns lebtest, hast du kein Wort von deiner hohen Würde und deinen großen Kriegsthaten gesagt, und keine Klage über deine Verfolger ist über deine Lippen gekommen! Die Demuth und Liebe Jesu Christi ist wahrhaft in deinem Herzen. Freue dich und frohlocke, daß du so verfolgt wurdest, und so vieles leiden mußtest; denn sieh, dein Lohn in dem Himmel wird groß seyn."

Neuntes Kapitel.

Der Krieg.

Als Eustachius sich mit den zwey Kriegsmännern wieder allein sah, setzte er sich mit ihnen

wieder an den Tisch. Die Bäuerin hatte indessen den Hirschbraten nebst andern dazu gehörigen Speisen und allerley Gebackenem aufgetragen. „Esset nun, meine Freunde, und erfreut euer Herz mit Wein!“ sprach Eustachius freundlich, indem er wieder einschenkte. Allein Antiochus sagte mit einem Seufzer: „Ach, unser Herz ist schon gesättigt von Freud' und Leid, bis zum Zerspringen. Wie könnten wir jetzt essen und trinken?“ Akazius gab ihm Recht. „Nun denn, sprach Eustachius; vielleicht mögt ihr später etwas genießen. Allein vor allem Andern erzählt mir jetzt, wie geht es den Christen, unsern geliebten Brüdern und Schwestern? Werden sie noch immer so schrecklich verfolgt?“ „Nein! sagte Akazius. Der Kaiser scheint den Christen nicht mehr so abhold, wie ehemals. Die Statthalter und Richter merkten auch wohl, durch die Verfolgung der Christen geschehe ihm kein Dienst, und die Verfolgung hat deßhalb sehr nachgelassen und in manchen Gegenden ganz aufgehört.“

„Nun, Gott sey Dank! sprach Eustachius; Er wolle seiner Kirche bald vollkommnen Frieden schenken. Jetzt möchte ich aber noch Eines wissen. Ihr sprachet vorhin von Aufträgen, mich aufzusuchen. Wie ist es damit?“

„Ach ja, rief Akazius; die Freude, dich wieder zu sehen, und der Jammer um deine Gemahlin und deine Söhne brachte mir alles Andere,

sogar den Auftrag des Kaisers an dich, ganz aus dem Sinn. Höre denn! Seit du zwischen diesen Felsen und Wäldern wohnest, hat sich in der Welt Vieles zugetragen, wovon du nichts inne geworden. Die Parther, die du einst so rühmlich besiegt hast, haben die Friedensbündnisse mit Rom gebrochen. Mit großer Heeresmacht drangen sie über den Gränzfluß des Römischen Gebietes, den Hydaspes, drängten die Römischen Kriegsschaaren überall zurück, und verheerten das ganze Land weit und breit mit Feuer und Schwert. Ein Eilbothe nach dem andern kam nach Rom, mit den dringendsten Bitten um Verstärkung, indem sonst alles verloren sey. Der Kaiser mochte sich in großer Verlegenheit befinden. Er hat seine Eroberungen zu weit ausgedehnt, und hat nun Mühe, sie alle zu behaupten. Indeß ließ er mehrere Kriegsschaaren, und auch die Legion, unter der wir dienen, zusammen rufen. Er selbst erschien vor dem versammelten Heere. Er forderte die Soldaten auf, eingedenk ihres alten Ruhmes, dem Römischen Namen Ehre zu machen. Allein mehrere Hauptleute und Gemeine riefen laut auf: „Kaiser, gieb uns unsern Feldherrn Plazidus zurück, so wollen wir Hunderttausende von Parthern schlagen, wie Einen Mann.“ Der Kaiser schien betroffen. Er sagte: „Ich habe bereits an alle Statthalter und Landpfleger in dem Römischen Gebiete meine Befehle erlassen, nach ihm zu for-

schen. Getraut sich einer aus euch, ihn aufzufinden, so trete er hervor; und ich werde den, der mir den trefflichen Feldherrn wiederbringt, herrlich zu belohnen wissen.“ Mehrere Soldaten und auch wir zwey traten hervor. Wir wußten ja, daß du im Sinne hattest, nach Aegypten zu ziehen, und hofften dich dort oder in den benachbarten Gegenden zu finden. Wir erhielten sogleich offene kaiserliche Vollmachtsbriefe an alle Landpfleger und Kriegsobersten, uns in unserm wichtigen Geschäfte, auf dem das Wohl des Reiches beruhe, zu unterstützen, und den achtungswürdigen Feldherrn Plazidus, wenn ja den Römern das Glück beschieden wäre, ihn wieder zu finden, mit den ihm gebührenden Ehrenbezeugungen unverzüglich nach Rom zu befördern. Diese Briefe verwahre ich hier auf meiner Brust, und du magst sie, vom Kaiser eigenhändig unterzeichnet, nun selbst lesen.“ Er nahm sie heraus, und legte sie dem Eustachius vor.

„Und nun, rief Antiochus flehend, vergiß der Unbilden, die dir auf dem Römischen Boden begegneten, und komm mit uns! Die Brust vieler Tausend tapferer Krieger schlägt dir entgegen. Selbst der Kaiser wird dich mit hoher Freude aufnehmen. Wenn du wieder an der Spitze unsers Heeres stehest, werden wir siegen, der erfreuten Welt den Frieden schenken, und mit Lorbeern bekränzt aus dem Felde zurückkehren.“

Eustachius sprach: „Es ist eine augenscheinliche Fügung der göttlichen Vorsehung, daß ihr diesen meinen verborgenen Aufenthalt gefunden, und bevor ihr noch in das Dorf hereinkamet, sogleich mich vor allen andern Einwohnern zuerst angetroffen habt. Gott hat eure Tritte hieher gelenkt, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Vaterlande zu dienen, und Blut und Leben daran zu setzen, es zu retten. Seyd ruhig; morgen des Tages ziehe ich mit euch. Wie ich das Schwert willig mit der Pflugschar vertauschte, weil ich dafür hielt, es sey der Wille Gottes; so bin ich, da ich es abermal für den Willen Gottes erkenne, bereit, den Pflug zu verlassen, und wieder zum Schwerte zu greifen; nicht um friedliche Völker zu überfallen, sondern um tausend ruhige Familien, manche Unschuld, manche Mutter mit ihren Kindern vor dem Uebermuth der Feinde sicher zu stellen. Mit Gottes Hülfe soll bald kein Parthischer Soldat mehr Römische Felder verwüsten, kein feindliches Roß mehr aus unsern Bächen trinken.“

Am andern Morgen, sogleich nach Anbruch des Tages, trat Eustachius mit den zwey Soldaten aus seiner Hütte hervor, um von den Einwohnern des Dorfes Abschied zu nehmen. Es war bereits eine ganze Schaar derselben vor seiner Thüre versammelt. Denn die Nachricht, zwey gute Freunde von ihm seyen gekommen, ihn zu besu-

chen; er selbst aber sey ein berühmter Feldherr, hatte sich sogleich durch das ganze Dorf verbreitet. Die guten Leute bezeigten ihm ihre Theilnahme und Freude, und begrüßten die zwey Krieger auf das freundlichste. Allein da Eustachius ihnen jetzt ankündete, daß er sie nunmehr verlassen, ja diese Stunde noch abreisen müsse, verwandelte sich ihre Freude plötzlich in lauten Jammer. Auch die übrigen Bewohner des Dorfes liefen zusammen, und alle weinten und jammerten, als würde eben seine Leiche aus der Hütte getragen. Eustachius tröstete sie und sprach: „Weinet nicht! Es ist nun einmal Gottes Wille, daß wir scheiden. Bewahrt Glaube, Hoffnung und Liebe, so werden wir uns dort oben im Himmel wiedersehen. Indessen lebet wohl, und der Herr sey mit euch!"

Der ehrwürdige Greis Clemens, den Eustachius zuerst kennen gelernt, und der nunmehr der älteste Mann im Dorfe war, trat ihm jetzt näher, bot ihm mit Thränen in den Augen die Hand und sagte: „Gott hat dich hieher geschickt, und dich so lange unter uns wohnen lassen, damit du dieses sein Volk zur Erkenntniß der Wahrheit brächtest und in allem Guten unterrichtetest. Er ist es, der dich nun wieder abruft, und so können wir nichts dagegen sagen. Sein Wille geschehe! — Ich danke dir im Namen aller hier, für alle Liebe, die du uns diese fünfzehn Jahre

hindurch erwiesen hast, und der Herr vergelte es dir!" Alle stimmten laut weinend in diesen Dank mit ein; alle kamen herbey, und jedes wollte ihm mit Mund und Hand noch besonders danken Greise mit grauen Haaren reichten ihm die abgezehrte Rechte, und kleine Kinder auf den Armen der Mütter boten ihm, von den Müttern ermahnt, die zarten Händchen dar. Alle begleiteten ihn eine große Strecke Weges, und erst auf seine wiederholten Bitten und Ermahnungen blieben sie zurück.

Eustachius reisete vorerst zu dem Landpfleger, der über jene Gegenden gesetzt war. Als der Landpfleger den Mann in Bauerntracht von zwey Bewaffneten begleitet hereintreten sah, meynte er anfangs, die Soldaten brächten ihm einen Gefangenen. Da er aber vernahm, dieser ländlich gekleidete Mann sey der so schmerzlich vermißte Feldherr, ergriff ihn das höchste Erstaunen. Er begrüßte ihn mit großer Ehrerbietigkeit und machte sogleich Anstalt, daß Eustachius seines Ranges gemäß gekleidet und mit Waffen versehen würde; auch sorgte er für Pferde und gab ihm noch ein ansehnliches Gefolge von Reiterey zur Bedeckung mit bis an das Meer. Hier lagen immer einige Schiffe zum Dienste des Kaisers bereit, und Eustachius schiffte sich unverzüglich ein.

Nach einer sehr glücklichen Reise, sowohl zu Land als zur See, kam Eustachius an dem kai-

serlichen Hofe an, und ließ sich bey dem Kaiser melden. Der Kaiser saß eben im Staatsrathe, und war mit sehr wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigt; allein sobald er vernahm, sein sehnlich erwarteter Feldherr sey angekommen, sprang er aus seinem Sessel auf, warf die Schriften, die er eben in der Hand hielt, auf den Tisch, und eilte, ungeachtet seiner hohen Würde, ihm mit offnen Armen entgegen Er führte ihn an seinem Arme in den Saal, und fragte sehr gütig: „Wie ist es dir, mein lieber Feldherr, denn bisher, seit du nicht mehr auf deinen Gütern wohnest, ergangen, und wie befinden sich deine Gemahlin und deine Söhne?" Als der Kaiser ihr schreckliches Schicksal vernahm, ward er sehr erschüttert; sein Gewissen machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er einen solchen Mann einem solchen Elende Preis gegeben habe. Er schwieg lange — endlich sagte er: „Das Einzige, was unsere grosse Betrübniß etwas mildern kann, ist dieß, daß wir dich doch nun einmal wieder haben. Ich ernenne dich hiemit zum Feldherrn über mein Kriegsheer, das gegen die Parther einen harten Kampf zu bestehen hat. In deine Hand lege ich das Wohl des Reiches. Das ganze Kriegsheer hat nur den Einen Wunsch, dich wieder an der Spitze zu sehen; nur unter deiner Anführung hoffet es die Feinde Roms zu demüthigen, den Ruhm der Römischen Waffen wieder herzustellen und den Frie-

den zu erobern. Zieh denn hin, dieses Alles auszuführen, und meine besten Wünsche begleiten dich!"
Der Kaiser legte ihm hierauf die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde selbst um, und gab ihm den Befehlshaberstab in die Hand. In ganz Rom war über die Zurückkunft und Wiederanstellung des verehrten Feldherrn die aufrichtigste Freude.

Eustachius eilte den Gränzen des Reiches zu, und langte bei dem Kriegsheere an. Das Heer grüßte ihn mit lautem Jubel und fühlte sich von neuem Muthe belebt. Der treffliche Feldherr erkannte mit dem ersten Blick, das Heer sey zu geschwächt und zu zerrüttet, um die unermeßliche Menge der Feinde mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Der Feind hatte seine vorzügliche Stärke in der Reiterey, die der Römischen nicht nur an Zahl, sondern auch an vortrefflichen Pferden und gewandten Reitern weit überlegen war. Eustachius beeilte sich, seinem Heere zwischen Felsen, Wäldern und Morästen eine solche Stellung zu geben, daß der Feind von seiner zahlreichen Reiterey wenig Gebrauch machen, und trotz aller Anstrengung keinen Schritt mehr vorwärts dringen konnte. Indeß kam bey dem Römischen Heere mit jedem Tage frische Mannschaft an, die in allen Städten und Dörfern des Reiches ausgehoben worden. Der Feldherr musterte sie immer selbst, war fast immer zugegen, wenn sie in den Waffen geübt wurde, wählte die kräftigsten und

tapfersten jungen Männer aus, und bildete aus ihnen, vereint mit alten, versuchten Soldaten, seine Satelliten, oder wie man jetzt sagen würde, seine Leibwache oder Garde, die in dem entscheidensten Augenblicke der Schlacht den Ausschlag geben sollte. Nachdem er in mehreren kleinen Gefechten, die täglich vorfielen, die jüngern Soldaten mit der Art zu streiten, die dem Feinde eigen war, vertraut gemacht, und alles wohl vorbereitet und berechnet hatte, gab er den Befehl, den Feind plötzlich und überall zu überfallen. Der Feind, durch das lange Zögern eingeschläfert und sicher gemacht, nahm in wilder Verwirrung die Flucht, leistete aber bald, durch neue Schaaren verstärkt, kräftigen Widerstand. Allein jetzt gab Eustachius Befehl, sich in guter Ordnung zurückzuziehen. Mancher alte Soldat murrte; indeß gehorchte er. Eustachius kannte die Parthischen Reiter. Sie hatten das Eigene, wenn sie flohen, setzten sie sich verkehrt auf das Pferd, wandten ihr Angesicht ihren Feinden zu, und richteten oft fliehend mit ihren scharfen Pfeilen eine größere Niederlage an, als im Vorrücken und offenbarem Angriff. Nachdem die Römer einige Meilen weit gewichen, gebot der Feldherr Halt zu machen, und aufs neue anzugreifen. Er hatte die Feinde durch seinen gut berechneten Rückzug in eine Lage gebracht, wie er es wünschte. Sie flohen — allein ein großer Theil des Römischen Heeres

stand ihnen nunmehr im Rücken; unzählige Spieße starrten ihnen entgegen, und bildeten eine eiserne Verzäunung, die sie nicht zu durchbrechen vermochten. Viele Pferde rannten in die vorgehaltenen Spieße; andere bäumten sich hoch auf, stürzten rückwärts zu Boden und erdrückten die Reiter. Zu beyden Seiten aber befanden sich steile Berge und tiefe Moräste. Die Bestürzung der Feinde war unermeßlich. Voll Verzweiflung machten sie einen wüthenden Angriff auf die Schaar, unter der sich der Feldherr, dem sie all ihr Unglück zuschrieben, selbst befand, und brachten sie in Unordnung. Allein augenblicklich kamen ihm die zwey nächsten Schaaren zu Hülfe, deckten ihn mit ihren Schilden gegen die Wolken feindlicher Pfeile, und schafften ihm Raum, seine Befehle wieder ruhig zu ertheilen. Die Feinde erlitten eine gänzliche Niederlage. Die Anzahl der Gefangenen war unermeßlich. Ihr ganzes Lager ward erobert, und alle Schätze, die sie bisher geraubt hatten, wurden ihnen wieder abgenommen.

Eustachius ließ nun das Heer über den Gränzfluß Hydaspes gehen, und die feindlichen Städte und festen Plätze, die ganz von Truppen entblößt waren, besetzen. Die Feinde, die bisher das Römische Gebiet unausgesetzt beunruhigt hatten, fühlten nun keinen andern Wunsch mehr, als selbst Ruhe und Frieden zu erhalten. Eustachius entwaffnete die Gefangenen und gab sie frey.

Ihre Fürsten und Anführer behielt er als Geißeln. Er schrieb den Frieden mit solcher Klugheit vor, daß es den Parthern unmöglich war, fernerhin das Geringste gegen die Römer zu unternehmen. Alles war die Folge der einzigen Schlacht und das Werk weniger Tage. Er versammelte nun das Römische Heer, bezeugte ihm seine Freude über die erkämpften Lorbeeren und kündete den Soldaten an, daß er sie unverzüglich nach Rom zurück führen werde; und dabey nur bedaure, daß noch eine Anzahl so braver Männer als Besatzung zurück bleiben müße Die Soldaten erhoben ein Freudengeschrey, und das Lob des Feldherrn erscholl bis an die Wolken. Allein Eustachius lobte nur Gott, den Herrn der Heerschaaren, daß Er ihm einen so herrlichen Sieg verliehen habe.

Zehntes Kapitel.

Ein Siegesfest.

Eustachius beschloß, das siegreiche Heer durch solche Gegenden nach Italien zurück zu führen, die durch den Krieg nicht gelitten hatten. Er schickte einen Trupp Reiter voraus, in den Städten und größern Ortschaften die Annäherung des Heeres anzumelden, bequeme Plätze zum Lager aufzusuchen, und Anstalten zu guter Verpflegung der Soldaten zu treffen. Die Reiterschaar kam auf diesem Zuge zu einer ansehnlichen, wohlgebauten Stadt,

in der sich die Römischen Kaiser auf ihren Zügen ins Morgenland manchmal einige Tage aufzuhalten pflegten, und sie deßhalb mit einem sehr schönen Palaste geziert hatten. Die Stadt war von einer starkbefestigten Burg beschützt, anstatt der Ringmauern aber mit prächtigen Gärten umgeben. Das schöne grüne Thal, in dem sie lag, war reich an hohen, schattenreichen Bäumen, die bey der glühenden Mittagshitze die angenehmste Kühlung gewährten. Reichliche Quellen kristallhellen Wassers dienten dazu, auch zur heißesten Jahrszeit Bäume und Gewächse grün und blühend zu erhalten.

Die Einwohner der Stadt, unter denen sich mehrere reiche Kaufleute befanden, waren wegen des Krieges sehr in Sorgen. Seit langer Zeit hatten sie keine sichere Nachrichten von dem Römischen Heere vernommen. Es ging blos die Sage, daß es trotz aller Verstärkungen, die ihm zugeschickt worden, nicht vorzudringen vermöge, nur noch zwischen Felsen und Morästen Schutz suche, und sich gegen die unermeßliche Anzahl der Feinde wohl nicht mehr lange werde halten können. Ja, vor einem Paar Tagen war ein Kaufmann, der große Lieferungen zum Kriegsheere übernommen hatte, äußerst bestürzt zurückgekommen, und hatte versichert, das Römische Heer habe zwar einen Angriff auf die Feinde gemacht, sey aber von der Uebermacht dieser Barbaren mehrere Meilen

weit zurück geschlagen worden. Von diesem Rückzuge sey er selbst Augenzeuge gewesen. Er habe sich aber eilends aus dem Staube gemacht, und würde früher angekommen seyn, wenn auf dieser schnellen Flucht seine Lastthiere von der zu großen Anstrengung nicht erlegen wären.

Die Bürger waren über diese traurigen Kriegsnachrichten sehr bestürzt — und als sie nun Abends in der Ferne große Staubwolken aufsteigen sahen, aus denen Waffen hervorblitzten, so schrie Groß und Klein mit Entsetzen: „Der Feind! der Feind!" Es war ihnen nicht anders, als sähen sie ihre schöne Stadt schon plündern, als schlage die Flamme der brennenden Häuser schon zum Himmel empor. Allein da die gefürchteten Krieger nunmehr in der Stadt ankamen — da die Bürger in ihnen ihre Freunde und Beschützer erkannten — da die Soldaten versicherten, jener Rückzug sey nur eine wohlgelungene Kriegslist gewesen — da sie dem Volke freudig und freundlich zuriefen: „Wir sind nicht nur Siegesbothen, sondern zugleich Bothen des Friedens!" — so verwandelten sich Angst und Schrecken in unbeschreibliche Freude. Alles jauchzte und jubelte. Die Bürger wetteiferten, die werthgeschätzten Gäste aufs beste zu bewirthen. Der Magistrat schickte augenblicklich Abgeordnete an den Feldherrn, ihm zu dem erhaltenen Siege Glück zu wünschen, und ihn einzuladen, er wolle mit seinem tapferen Heere in ihrer Stadt und deren

schönen Umgebung nicht nur einen, sondern mehrere Tage von den Beschwerden des Krieges ausrasten. Alles, was sie hätten und vermöchten, stehe ihren Rettern zu Gebot.

Am andern Tage, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, näherte sich das Heer der Stadt. Auf den frischgemähten Wiesen umher wurde ein Lager geschlagen, und bald erblickte man unabsehbare Reihen von weißen Zelten; der Feldherr aber, von einem ansehnlichen Gefolge, von vielen Offizieren und seinen zahlreichen Leibwachen begleitet, ritt in die Stadt. Die Bürger hatten alles aufgeboten, ihn würdig zu empfangen. Die Strassen waren mit frischem Laube bestreut, und die Marmorsäulen des kaiserlichen Palastes, der ihm zur Wohnung bestimmt war, mit grünen Lorbeerzweigen und dazwischen mit bunten Blumenkränzen umwunden. Jünglinge mit Oelzweigen in der Hand, und Jungfrauen mit Blumen bekränzt sangen Siegeslieder, und nach jeder Strophe erscholl der jauchzende Zuruf der Volksmenge und der Jubel der Trompeten. Der Vorgesetzte der Stadt, der Präfekt, ein alter, ehrwürdiger Mann, überreichte dem Feldherrn einen Lorbeerkranz. Eustachius nahm den Kranz, der blos aus zwey reichbelaubten Lorbeerzweigen zusammengefügt war, zertheilte ihn, und gab jedem der zwey Hauptleute, die neben ihm ritten, einen Zweig. „So, sprach er, theile ich diesen Kranz mit euch. Ihr habt ihn nicht we-

niger verdient als ich. Ich wünschte, fügte er noch bey, indem er sich zu den übrigen Offizieren wandte, so mit dem ganzen Kriegsheere, das den Sieg mit mir theilte, auch diesen Lorbeerkranz theilen zu können."

Unter den zahlreichen Einwohnern der Stadt befand sich nun auch — die für todt ausgegebene Gemahlin des gepriesenen Feldherrn, die vortreffliche Theopista.

Allein der allgemeine Jubel machte sie, so sehr sie sich des Sieges und noch mehr des Friedens freute, dennoch sehr traurig. Sie diente in einem der reichsten Häuser als Sklavin, wohin sie von einem Sklavenhändler verkauft worden. In ihrer Abgeschiedenheit wußte sie nicht das Geringste davon, daß ihr Gemahl, den sie vor fünfzehn, ja bereits sechzehn Jahren unter sehr betrübten Umständen verlassen mußte, wieder zur Würde des obersten Feldherrn gegen die Parther erhoben sey. Als sie am Morgen dieses feyerlichen Tages in dem Garten, der vorzüglich ihrer Pflege vertraut war, ganze Körbe mit Blumen füllte, und zur Verherrlichung des Festes den wartenden Sklaven überlieferte, war es ihr einziger Gedanke: „Ach solche Feste wurden einst meinem Gemahl, dem trefflichen Plazidus, meinen geliebten Eustachius, gegeben, wenn er siegreich aus dem Felde zurückkehrte!" Wie hätte sie denken können, die-

ses Siegesfest gelte ihm, diese Blumen pflücke sie für ihn!

Da es nun mit einem Male hieß: „Er kommt!“ da alles Volk eilte, lief und sprang, ihn und seine tapfern Streitgenossen zu sehen, mußte sie unausgesetzt in der Küche arbeiten, wo für diejenigen Offiziere, die heute in dem Hause speisen sollten, ein großes Gastmahl bereitet wurde. Sie vernahm das frohe Jauchzen der Volksmenge und den jubelnden Schall der Trompeten mit stillen Seufzern und manche heimliche Thräne floß über ihre Wangen. „Ach, dachte sie, mir kehrt mein Gemahl nicht mehr zurück! Ich sehe sein Angesicht hier auf Erden wohl nicht mehr! Ihm werden keine Siegesfeste mehr gefeyert. Jene glücklichen Zeiten sind für mich auf immer vorbey. Doch hoffe ich, ihn im Himmel wieder zu sehen — und wenn es hier ausgekämpft und ausgelitten ist, werden wir dort schönere Siegesfeste feyern.“

Eilftes Kapitel.

Die Brüder.

Die Offiziere, die in dem Hause speiseten, in dem Theopista als Sklavin diente, gingen nach geendigter Tafel, und nachdem die Sonnenhitze etwas nachgelassen hatte, in den Garten am Hause, der mit allen Arten nützlicher Gewächse und köstlicher Baumfrüchte prangte, und dem man

es nicht angesehen hätte, daß er diesen Morgen so vieler Blumen beraubt worden. An den Garten stieß ein sehr großer Rasenplatz, dessen schönes Grün zum Theil vom Glanze der Sonne erhellt, zum Theil von hohen, dichtbelaubten Bäumen mit dunkelm Schatten bedeckt war. Zwischen den Bäumen, deren immer zwey oder drey beysammen standen, öffnete sich eine weite Aussicht auf das Lager, dessen weiße Zelten fernen, schneebedeckten Hütten ähnlich sahen. Unter einem Paar der ältesten, höchsten Bäume, mit dicken moosbewachsenen Stämmen und weit ausgebreiteten Aesten voll des schönsten, grünen Laubes, befand sich ein großer steinerner Tisch nebst einigen steinernen Bänken. Der schöne Lustwald war blos durch einen klaren, rauschenden Bach, über den ein geländerter Steg führte, von dem Garten getrennt. Die Offiziere gingen hinüber, und setzten sich auf die steinernen Bänke, wo es ungemein kühl und lieblich war. Einige andere Offiziere aus den benachbarten Häusern gesellten sich nach und nach zu ihnen. Auch mehrere Soldaten aus dem Lager hatten diese angenehmen Schatten aufgesucht. Sie saßen oder lagen unter den Bäumen umher; ihre Spieße steckten neben ihnen in dem Boden, die Helme lagen daneben, und ihre glänzenden Schilde hatten sie an den Baumstämmen aufgehängt.

Theopista brachte auf Befehl ihrer Frau den

Offizieren an der steinernen Tafel Erfrischungen — einen großen, schöngeformten Krug mit Wein, nebst zierlichen Bechern, Brod, und einige Körbchen voll kühlender Früchte. Nachdem sie alles auf die Tafel gestellt hatte, setzte sie sich, von der Arbeit des Tages ermüdet, in einiger Entfernung auf eine Rasenbank, die von blühendem Gesträuche beschattet war. Denn sie hatte von ihrer Frau den Befehl, als Aufwärterin bey der Hand zu bleiben, um wenn etwas abgehe, es sogleich herbey zu schaffen. Keinem der Offiziere kam es in den Sinn, sie für mehr, als eine Sklavin anzusehen; denn ihr aschengraues Gewand war nur von Wollenzeuge, und ihren Kopf hatte sie mit einem weißen Leinentuche umwunden, das die Haare verbarg und ihr ein sehr ärmliches Aussehen gab.

Die Offiziere sahen sie kaum an, tranken, und der Wein machte sie sehr gesprächig. Sie redeten Vieles von dem glücklich beendigten Feldzuge und ihren kriegerischen Thaten. Ein alternder, etwas grämlicher Offizier wandte sich jetzt an einen jungen Offizier, der wie Milch und Blut aussah, und sprach: „Du, Hauptmann, dir hat der Feldherr heute ja eine ganz besondere Ehre erwiesen, indem er dir die Hälfte seines Lorbeerkranzes gab.“ Der Hauptmann sagte bescheiden: „Nicht mir war der Kranz zugedacht, sondern dem ganzen Kriegsheere. Der Feldherr sagte es

ausdrücklich. Ich empfing ihn auch nur im Namen des Heeres.“ Ein anderer Offizier rief: „Den halben Lorbeerkranz hat der Hauptmann redlich verdient. Ihr wißt alle, wie die Feinde, als sie sich überall eingeschlossen sahen, in der Wuth der Verzweiflung noch einen Versuch machten, sich durchzuschlagen, und mit vereinter Macht gerade auf den Feldherrn einstürmten. Wäre der Hauptmann hier mit seiner tapferen Schaar, und die andere Schaar mit ihrem muthigen Hauptmanne, der heute die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhielt, ihm nicht gerade im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe gekommen, so hätte unser geliebter Feldherr wohl gar das Leben verlieren, und die Schlacht einen sehr unglücklichen Ausgang nehmen können.“ „Ey warum nicht gar! sagte der alte Offizier; wir andern wären auch noch da gewesen. Doch — sey dieß, wie es wolle, so werdet ihr doch alle bekennen müssen, daß der junge Herr da, und sein Glücksgenosse, der andere junge Herr, der uns eben jetzt die Ehre seiner Gesellschaft nicht gönnt, in sehr kurzer Zeit ein ganz ungeheures Glück gemacht haben.“

„Es ist wahr, sprach der junge Hauptmann, ich hatte ein so außerordentliches Glück, daß es mir selbst oft wie ein Traum vorkommt. Es ist kaum ein Jahr, daß ich noch den Pflug lenkte.“ — „Wie, fiel ihm der alte Offizier ärgerlich in das

Wort, du bist also nur ein Bauerssohn?“ „Nein, sprach der Hauptmann. Meine Geschichte hat indeß von meiner Kindheit an so viel Wunderbares, daß ich sie euch doch erzählen muß. Mein Vater war kein Bauersmann, sondern, wie ich mich aus den dunkeln Jahren der Kindheit noch deutlich erinnere, ein vornehmer Herr und ein Kriegsheld. Er wohnte in einem schönen, großen Hause, und in dem größten Zimmer des Hauses hatte er eine vollständige Rüstung — einen schönen Helm, einen hellglänzenden Harnisch nebst Schwert und Lanze, und einen prächtigen Schild. Ich weiß noch gar wohl, wie ich mich über die eherne Haube und die eisernen Kleider, deren Gebrauch mir der Vater erklärte, nicht genug wundern konnte. Meine Mutter war sehr schön, und ich hörte die Leute im Hause oft sagen, weit und breit im Lande gebe es keine schönere Frau. Ich hatte auch noch ein kleines Brüderchen, ein gar schönes Knäblein mit langen, gelben Haaren. Unsre Aeltern hatten aber viel Unglück. Alle unsre Pferde, sogar der Schimmel, auf dem der Vater gewöhnlich auf die Jagd ritt, und der mir vor allen andern Pferden lieb war, wurden krank und kamen um. Bald darauf erkrankten die Menschen und viele starben. Es war ein großer Jammer! Zuletzt gingen mein Vater und meine Mutter mit uns weit fort, bis an das Meer. Da bestiegen wir ein Schiff. Wir Knaben waren

über die unermeßliche Menge von Wasser höchst erstaunt, und das Schwanken des Schiffes machte uns zuletzt krank. Endlich, nachdem wir lange nichts als Himmel und Wasser gesehen, sahen wir wieder Land, und waren höchst erfreut. Nun entstand aber, ich weiß nicht mehr warum, auf dem Schiffe ein großer Streit. Die Schiffsknechte brachten unsern Vater und uns Kinder mit Gewalt an das Land; der Schiffsherr aber, ein garstiger Mohr, behielt unsere Mutter auf dem Schiffe zurück. Ich denke es mir noch recht gut, wie wir Kinder den schwarzen bösen Mann baten, unsre liebe Mutter uns nicht zu nehmen."

Theopista, die Gemahlin des Eustachius, hatte diese Erzählung mit immer größerer Aufmerksamkeit angehört. „Gott im Himmel, dachte sie, indem sie von der Rasenbank aufstand, das ist ja meine Geschichte; was er von seinem Vater, von seiner Mutter und seinem kleinen Bruder erzählt, trifft alles genau zu. Ich kann beinah nicht mehr zweifeln — dieser junge Kriegsheld sey mein Sohn, mein geliebter Agapius." Mit wankenden Knien trat sie etwas näher, und horchte mit klopfendem Herzen auf jedes Wort, das er weiter vorbringen würde.

Der Hauptmann fuhr fort zu erzählen: „Das Schiff, auf dem sich unsre Mutter befand, wandte sich und fuhr eilends wieder hinaus in das weite Meer. Wir zwey Knaben schrien und jammerten

laut um unsere liebe Mutter, und sahen dem Schiffe nach, bis es am fernen Himmel aus unsern Augen verschwunden war. Auch unser Vater weinte schmerzlich. Ich hatte ihn noch nie weinen sehen, und es ging mir deßhalb um so mehr zu Herzen, wie er, indem ihm die hellen Thränen über seine Wangen herabflossen, öfter zum Himmel blickte und bethete, und mehrmalen sehr nachdrücklich zu uns sagte: O Kinder bethet, bethet doch für eure Mutter! Wir übernachteten unter freyem Himmel, und reiseten mit anbrechendem Morgen weiter. Wir armen Kinder verschmachteten beynahe vor Hitze, Hunger und Durst. Endlich kamen wir an einen Fluß, wo einige schattige Bäume standen. Der Vater ging und brachte uns Eyer und einen Helm voll Wasser; sonst wären wir vor Hunger und Durst gestorben. Er trug nun zuerst meinen kleinen Bruder über den Fluß. Mit Herzensangst sah ich zu, wie der Vater durch den mächtig reißenden Fluß wadete, endlich nach großer Anstrengung das andere Ufer erreichte, und mein Brüderchen in den Schatten eines Baumes niedersetzte. Er stieg nun wieder in das brausende, hochaufschäumende Wasser, um mich abzuholen. Ich freute mich sehr, als er mir immer näher kam. Allein plötzlich hörte ich zu Lande etwas auf mich zukommen. Ich sah um und erblickte ein furchtbares Thier mit weit aufgesperrtem Rachen. Ich wußte da-

mals noch nicht, daß es ein Löwe war. Ich fing an, aus allen Kräften zu schreyen, und wollte dem grausamen Thiere entlaufen. Allein augenblicklich fühlte ich mich von dem Löwen ergriffen, und er trug mich in seinem Rachen eilend fort in den Wald.“

Ein anderer junger Offizier, eben derjenige, der die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhalten und sich erst vor einigen Minuten bey der Gesellschaft am steinernen Tische eingefunden hatte, schrie jetzt plötzlich laut auf: „Bruder!“ stürzte mit weit offenen Armen auf den Hauptmann zu, schloß ihn in die Arme, und rief mit herzdurchdringender Stimme wiederholt: „Bruder! Liebster, bester Bruder! Du, mein theurer Agapius! O glaube mir, ich bin wahrhaftig dein Bruder, dein Theopistus! Ich war jenes Knäblein, das unser Vater über den Fluß trug. Ich sah es mit Augen, wie jener Löwe dich ergriff, und schneller als ein Pfeil mit dir in den Wald sprang Auch ich wurde sogleich darauf von einem Wolfe fortgeschleppt. O welche wunderbare Fügung Gottes, daß wir beyde errettet wurden! Welch ein unaussprechliches Glück, daß wir, die wir einander schon lange von Angesicht kannten, einander schätzten und liebten, uns nun auf einmal als Brüder erkennen!“

Agapius, der andere Bruder, war eben so erstaunt und entzückt. Er konnte nicht zweifeln,

seinen jüngern Bruder, seinen geliebten Theopistus, wieder gefunden zu haben. Er schloß ihn fest in seine Arme, drückte ihn an seine Brust, benetzte sein Angesicht mit Thränen, rief mehrmals: „Bruder! Liebster Bruder!" und konnte vor innigster Rührung lange sonst kein anderes Wort hervorbringen.

Theopista aber, die höchst erstaunte Mutter, sank vor Freudenschrecken ohnmächtig auf die nahe Rasenbank. Die Freude, in dem einen schönen, blühenden Römischen Hauptmann ihren geliebten Sohn Agapius zu erkennen, hatte sie schon so angegriffen, daß Herz und Glieder ihr heftig bebten. Allein da sie plötzlich den Schrey des Freudenschreckens: „Bruder!" aus dem Munde des andern Hauptmanns vernahm — da sie nun in diesem eben so schönen blühenden Kriegshelden ihren zweyten Sohn, ihren Liebling Theopistus erkannte — so war dieses dem mütterlichen Herzen zu viel. Es ward ihr dunkel vor den Augen, und nur wie aus weiter Ferne und wie im Traume vernahm sie noch die Worte der Redenden.

Allein in diesem Augenblicke achtete niemand auf sie. Die beyden Brüder hatten sich Vieles zu fragen und zu sagen, und vergingen fast vor Freude und Wehmuth. „Was macht unser Vater? fragte Agapius, und hast du unsere geliebte Mutter nicht mehr gefunden?" „Ach Gott, sprach Theopistus, ich habe, seit der Wolf mich geraubt,

nicht das Geringste mehr von dem Vater gehört, und von unsrer geliebten Mutter eben so wenig.“ „Guter Gott, sagten Beyde fast mit Einem Munde, ach vielleicht sind unsere guten Eltern schon todt! O wenn sie je noch leben — welche Freude wäre das für sie, wenn sie jetzt in diesem Augenblicke hier zugegen seyn und an unserm Glücke theilnehmen könnten!“

Die Offiziere, die umher standen, bezeigten über das glückliche Wiedererkennen der beyden Brüder die lebhafteste Freude. „O herrlich, herrlich, rief der Eine in die Hände klatschend; so etwas kommt in dem menschlichen Leben nicht alle Tage vor.“ Ein Anderer rief mit den Worten des Römischen Dichters: „Nun laßt uns trinken, und mit unbändigem Fuße den Boden stampfen!“ und dabey sprang er vor Freude hoch auf. Die laute Freude theilte sich den Soldaten mit, die unter den Bäumen gelagert waren. Alle kamen in Bewegung und eilten herbey, um zu sehen und zu hören, was es Lustiges gebe. Viele jauchzten vor Freude, als sie vernahmen, was vorgegangen war. Diejenigen aber, die zu den Schaaren der beyden Hauptleute gehörten, riefen mit frohem Jubel: „Heil unsern Anführern! Heute Morgens theilte der Feldherr seinen Lorbeerkranz unter sie; und diesen Abend erkennen sie sich als Brüder! Heil den tapferen Helden und glücklichen Brüdern!“

Zwölftes Kapitel.

Die Mutter.

Theopista, die glückliche Mutter der glücklichen Brüder, saß noch immer auf der Rasenbank, das Haupt zurück gelehnt an das blühende Gesträuch. Ihr Angesicht war leichenblaß, ihr Mund halb geöffnet, ihre Augen waren geschlossen. Sie vermochte nicht ein Wort hervor zu bringen oder eine Hand zu bewegen. Das Frohlocken und der laute Jubel der Soldaten weckte sie aus ihrer Ohnmacht. Sobald sie wieder zur Besinnung kam, war ihr erster Gedanke, sich ihren zwey Söhnen zu erkennen zu geben, und als Mutter sie zu begrüßen. Allein die Menge der Soldaten, die vor Freude trunken schienen, schreckte sie; es schien ihr nicht rathsam, sich durch das Gedränge der jubelnden Krieger hindurchzudrängen. „Was würde es mir auch nützen? sprach sie bey sich selbst. Würden meine Söhne, die jetzt mit Glück und Ruhm gekrönt sind, mich, die arme, verachtete Sklavin als ihre Mutter anerkennen? Ach wenn sie — was ich indeß nicht fürchte — sich meiner auch nicht schämen würden, so würden sie es mir doch nicht sogleich glauben, ich sey ihre Mutter. Welche Beweise könnte ich vorbringen? Ich wüßte ihnen beynahe nichts anders zu sagen, als was sie eben selbst gesagt haben, und sie würden denken, ich sage ihnen das

alles nur so nach, damit sie mich aus der Sklaverey erretten, und mir ein besseres Schicksal bereiten möchten. Ich könnte mich leicht dem Unwillen der Offiziere, und dem Spotte und Gelächter der Soldaten aussetzen. Indeß wohnet ja mein Sohn Agapius jetzt mit mir unter Einem Dache; wenn er in das Haus zurück kehrt, so will ich ihm in sein Zimmer folgen, und da, unter vier Augen, kann ich ihn dann, wenn es mir je gelingt, mit mehr Ruhe überzeugen, ich sey seine Mutter. Und erkennt einmal Agapius in mir seine Mutter, so wird auch mein Sohn Theopistus, der jetzt mit mir doch in Einer Stadt wohnt, mich bald als seine Mutter anerkennen, und wir alle drey werden eine Seligkeit empfinden, die sich nicht aussprechen läßt."

Sie ging mit noch matten Schritten zurück und begab sich auf ihre einsame Kammer unter dem Dache. Sobald sie sich allein sah, brach sie in einen Strom von Thränen aus. „O Gott, rief sie, indem sie mit gefalteten Händen auf die Knie niederfiel — Du guter, barmherziger Gott, Dir sey Dank! Du, o allmächtiger Gott, der Du den Daniel aus der Löwengrube, und den Jonas aus dem Bauche des Meerungeheuers errettet hast — Du hast meine Kinder dem Rachen des Löwen und den Zähnen des Wolfes entrissen. Denn Dir ist nichts unmöglich. Deine Leitung ist es, daß meine Söhne vor meinen Au-

gen sich wiederfanden; daß ich, ihre Mutter, ohne daß sie mich erkannten, Zeuge ihrer Freude, ihres Entzückens seyn mußte, ja daß, indem sie einander wieder erkannten, eben dadurch auch mir die Seligkeit bereitet ward, sie Beyde wieder zu erkennen — eine Freude, über die ich allen Schmerz der langen Trennung und den Kummer vieler Jahre vergesse! Wie Du tröstest, so kann keiner trösten; wie Du erfreuest, so kann niemand erfreuen. Dir, Vater der Erbarmungen, der Du unendlich reich an Trost und der Urquell aller Freude bist, Dir sey unendlicher Dank!"

Sie blieb eine Weile ganz in Andacht versunken knieen. „Aber, sagte sie jetzt, wo ist der Vater meiner wiedergefundenen Söhne? Was ist ihm begegnet, daß mein Sohn Agapius nichts von ihm weiß? Auch Theopistus scheint, wenn ich recht hörte und es mir nicht blos träumte, nichts von ihn zu wissen. Haben die wilden Thiere, nachdem ihnen die Söhne entrissen worden, vielleicht den Vater angefallen und aufgezehrt? Ist er vielleicht, wie ich, in Sklaverey gerathen, und bringt ihm vielleicht jede neue Sonne neuen Jammer? Oder sieht er vielleicht das Licht der Sonne gar nicht mehr? Doch nein, nein, mein Herz sagt es mir, er lebt noch! Du, guter Gott, hast ihn gewiß erhalten und aus allen Gefahren und Leiden errettet. Du wirst Dein Werk vollenden, und wie Du mich die Söhne wiederfinden ließest,

mich auch den Vater wiederfinden lassen, damit die Freude unser Aller vollkommen werde."

Sie stand auf, und trat an das Fenster. Von hier aus konnte sie ihre Söhne drunten auf dem Rasenplatze sehen. Sie standen neben einander, im Kreise der Offiziere und Soldaten, und schienen sich und den Umstehenden ihre weitere Geschichte zu erzählen. „Ja, sagte die hocherfreute Mutter, mit Augen voll Thränen lächelnd, sie sind es, sie sind es wahrhaftig! Agapius mit seinen dunkeln Locken hat ganz die edle Stellung seines Vaters; auch die schönen blonden Locken des andern zeigen, daß er mein Theopistus ist. Was für schöne, ansehnliche Männer von hoher, edler Gestalt sind aus den zwey kleinen Knaben geworden! Allein noch wissen sie nicht, wie sehr mein mütterliches Herz ihnen entgegen schlage. Aber wie überzeuge ich sie, daß ich sie unter diesem meinem Herzen getragen, daß sie meine Kinder seyen? Nur gleich so zu ihnen hintreten, und ihnen gerade zu sagen: „Seht, ich bin eure Mutter!" — geht nicht. Diese Worte aus dem Munde einer Sklavin müßten ihnen zu seltsam vorkommen; in dieser entstellenden Sklavenkleidung und nach so langer Zeit würden sie mich sicher nicht mehr kennen. Ich will ihnen zuerst sagen, daß ich als eine freye Römerin widerrechtlich zur Sklavin gemacht wurde. Das wird ihr Mitleid, ihr Gefühl für Recht, ihren edlen Römerstolz aufregen, und sie werden

mich geduldig und aufmerksam anhören. Ich will ihnen dann meine Geschichte erzählen; ich will ihnen sagen, daß ich aus edler Abkunft und die Gemahlin jenes berühmten Plazidus sey, der mit mir und seinen zwey kleinen Söhnen nach Aegypten auswandern wollte. Vielleicht glückt es mir, in ihnen solche Erinnerungen aus der Geschichte ihrer Kindheit zu erwecken, daß Beyde von selbst auf den Gedanken kommen, ich sey ihre Mutter! Oder vielleicht findet sich unter dem Heere noch einer oder der andere alte biedere Krieger, der ehemals unter meinem Gemahl diente, mich noch kennen und mir bezeugen wird, daß ich die Wahrheit rede. Und so werden wir denn am Ende ins Klare kommen — und mir wird die Seligkeit werden, sie als meine Kinder an mein Herz zu drücken."

Theopista bemerkte jetzt, daß die Kriegerschaar auf dem grünen Platze aus einander ging, und daß auch die Offiziere sich nach und nach alle entfernten. Nur ihre zwey Söhne setzten sich wieder auf eine Bank. „Nun, sprach sie, ist der rechte Augenblick gekommen; nun will ich hinunter und mich ihnen zu erkennen geben. O Gott, erleuchte Du mich, und laß mich die rechten Worte finden, sie von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen.' Sie trocknete ihre Thränen, und eilte hinunter in den Garten. Allein, da sie eben über den Steg ging, der über den Bach führ-

te, standen die beyden Söhne mit einem Mal auf, um weiter zu gehen. Sie gingen aber nicht auf das Haus zu; sie nahmen durch den schattichten Wald hin einen andern Weg. Theopista bedachte sich schnell, machte einen kleinen Umweg und kam ihnen entgegen. Ihr Herz klopfte heftig, und es zitterten ihr alle Glieder.

„Ihr edlen jungen Krieger, sagte sie mit bebender Stimme, wäre es mir wohl erlaubt, euch eine Bitte vorzutragen?" „Fürchte dich nicht, und zittere nicht so! sprach Agapius, indem er ihr mitleidig ins blasse Angesicht sah, und wohl bemerkte, daß sie geweint hatte. Sey gutes Muthes, und sag deine Bitte getrost. Wenn wir sie je gewähren können, so werden wir es gerne thun." Sie sprach: „Ich bin eine geborne Römerin; allein durch widerrechtliche Gewalt ward ich meinem Manne und meinen Kindern entrissen, und als Sklavin verkauft." „Nun, sprach Agapius, da wünschest du wohl, wir sollen dich aus der Sklaverey befreyen? Allein das steht nicht in unsrer Macht; das kann nur der Feldherr." Sie sagte: „Das glaub' ich gern; allein ich bitte euch, höret meine Geschichte doch erst an. Ich hoffe euch zu überzeugen, daß ich aus einem der edelsten Geschlechter Roms, und die Gemahlin eines jetzt vielleicht vergessenen, aber ehemals allgemein geschätzten Kriegshelden bin." „Auch darüber kann der Feldherr am besten ur-

theilen, sprach Agapius. Wir sind in Rom fremd, wurden an den Gränzen des Reiches erzogen, und wissen wenig von Roms edlen Geschlechtern. Unserm Feldherrn aber ist dein Gemahl ohne Zweifel bekannt. Ihm mußt du deine Bitte vortragen.“ Sie sprach: „Allein wie komme ich bey ihm vor, und wird er wohl sich so weit herablassen, einer armen Sklavin Gehör zu geben?“ „Wir wollen dir bey ihm Gehör verschaffen, sprach jetzt Theopistus, ihr anderer Sohn. Er ist sehr gütig und leutselig, und da uns deine Aussage wahr scheint, so wird er deine Bitte sicher erfüllen. Wir gehen jetzt eben zu ihm, seine Befehle zu vernehmen. Komm nur sogleich mit uns.“

Dieses unerwartete Anerbieten war ganz gegen ihren Wunsch. Sie blieb unentschlossen stehen; sie hätte sich ihren geliebten Söhnen gerne in einem vertraulichen Gespräche entdeckt, und ihr Gemüth war jetzt gar nicht vorbereitet, dem sieggekrönten, bewunderten Feldherrn, der ihr, wie sie meynte, ganz fremd war, ihre Herzensangelegenheit vorzutragen. Allein ihre beyden Söhne sagten: „Wozu das Zögern und Zagen? Wir haben Eile, und haben uns ohnehin schon etwas verspätet. Komm ungesäumt mit uns. Eine solche schöne Gelegenheit, ihn zu sprechen, wird dir sobald nicht wieder. Wir geben dir unser Wort, du sollst unaufgehalten durch alle Wachen hindurch kommen, unsern ruhmwürdigsten

Feldherrn von Angesicht zu Angesicht sehen — und sicher nicht ohne Trost und Hülfe zurück kehren.“ „Nun wohl, sagte Theopista, augenblicklich gefaßt; ich nehme euer Anerbieten dankbar an, und gehe mit euch.“ Die beyden Hauptmänner gingen mit schnellen Schritten, und Theopista folgte ihnen mit klopfendem Herzen.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Ehegatten.

Die beyden Hauptleute näherten sich dem Palaste, in dem der Feldherr sein Hauptquartier hatte. Die hohen Marmorsäulen des Einganges prangten noch mit den abwechselnden Gewinden von grünen Lorbeerzweigen und farbenreichen Blumen. Die Wachen traten hervor, und begrüßten die zwey Häuptmänner mit den geziemenden Ehrenbezeugungen. Theopista bemerkte dieses mit mütterlichem Wohlgefallen, und folgte ihren Söhnen die marmorne Treppe hinauf in den hochgewölbten Vorsaal. Hier hieß Agapius sie ein wenig warten, ging mit ehrerbietigem Anstande in den Saal, in dem sich der Feldherr befand, kam aber sogleich wieder heraus, und winkte ihr, hinein zu gehen.

Theopista trat in den Saal, der mit kaiserlicher Pracht ausgeschmückt war. Die Wände glänzten von Gold und Marmor, und der Fußboden

war mit farbigen Teppichen belegt. Eustachius stand in dem prächtigen Anzuge eines Römischen Feldherrn nahe an einem der hohen Fenster, durch das die Abendsonne hereinstrahlte, und seine edle Gestalt beleuchtete; neben ihm auf einem Tische, der mit Purpur bedeckt war, befand sich sein von Gold glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche, der Befehlshaberstab von Elfenbein und mit Gold verziert, und das Schwert mit dem goldenen Griffe.

Theopista blieb in demüthiger Stellung, wie es einer Sklavin geziemt, nicht weit von der Thüre stehen, wollte eben den Mund öffnen, um ihre Bitte vorzubringen — und erkannte in dem Feldherrn plötzlich ihren Gemahl Eustachius. Er kam ihr so jugendlich blühend vor, wie er einst an ihrem Brauttage als Bräutigam vor ihr gestanden. Sie erblaßte vor Freudenschrecken und starrte ihn voll Erstaunens einige Augenblicke an. Dann eilte sie mit offenen Armen auf ihn zu — rief mit lauter Stimme: „O mein Gemahl!“ — stand aber auf halbem Wege erschrocken still, und ließ fast ohnmächtig die Arme sinken. Denn sie bemerkte, daß ihr Gemahl sie nicht mehr kenne. Wirklich blickte er sie auch höchst befremdet an, und sein ernstes Auge schien zu sagen: „Was soll das seyn? Ist diese Sklavin, die man zu mir herein gewiesen hat, nicht bey Sinnen?“ Denn da er seine Gemahlin schon seit vielen Jah-

ren für todt hielt, so kam ihm auch nicht der leiseste Gedanken zu Sinn, diese Sklavin könnte seine geliebte Theopista seyn. Indeß ging er voll Mitleids zu ihr hin, um von dem traurigen Gemüthszustande, in dem sie ihm zu seyn schien, sich näher zu überzeugen.

Sie aber sprach: „Ach du edler, vortrefflicher Mann, so erkennest du mich denn nicht mehr! Zwar wundere ich mich nicht darüber; denn Zeit, Kummer und Leiden mögen meine Gestalt immerhin verändert haben. Allein höre mich, ehe du mich als eine Fremde zurück weisest, doch erst an! Ich kann dir, als Zeichen, wer ich sey, solche Geheimnisse angeben, die nur dir und mir bekannt sind, und aus denen du zuverlässig erkennen wirst, wer ich sey. Das Römische Kriegsheer nennt dich zwar Plazidus; allein der Name, mit dem die Christen dich nennen, und den du annahmst, als du dich zum Glauben der Christen bekehrtest, heißt Eustachius. Erinnere dich jenes hellglänzenden Kreuzes, das du im Walde zwischen dem Geweihe eines Hirsches erblicktest — jenes Traumes, in dem Christus sich auch mir zu erkennen gab — jenes frommen Bischofes Johannes, von dem wir und unsre zwey kleinen Söhne in der Stille der Nacht getauft wurden. Ach du mußt es wohl noch wissen, wie mir in der Taufe der Name Theopista, dem ältern unsrer zwey holden Knaben der Name Aga-

pius, dem jüngern aber der Name Theopistus ertheilt ward. Gedenke der vielen Trübsale, die nach der Weissagung des frommen Bischofes über uns gekommen, und die wir im Vertrauen auf Gott muthig und standhaft übertrugen; gedenke wie unsre Heerden umkamen, unsre Felder verödeten, unser Landhaus in ein Krankenhaus verwandelt, und bald darauf von Räubern ausgeplündert wurde; gedenke unsrer traurigen Flucht und jenes schrecklichen, herzzerschneidenden Augenblickes, in dem ich auf dem Schiffe von dir und unsern lieben Kindern getrennt wurde! Ach, frage mich über die kleinsten Umstände dieser Begebenheiten, und ich will sie dir alle nennen! Frage mich sogar über die Worte, die du bey diesem oder jenem wichtigen Anlasse zu mir sagtest, die niemand hörte, als ich, und ich will sie dir alle wiederholen; denn alle sind noch getreulich in meinem Gedächtniße eingeschrieben. O gewiß, ich bin jene Theopista, deine Gemahlin, die weinend und jammernd, ja fast entseelt von jenem unmenschlichen Mohren dir aus den Armen gerissen worden; seit dieser langen Zeit von fast sechzehn Jahren bis zu dieser Stunde habe ich mich immer nach dir gesehnt, und meine Liebe und Treue dir unversehrt bewahrt, so wie ich sie dir bis in mein Grab bewahren werde! So gewiß du Derjenige bist, dem nach Gottes weisesten Absichten all jene widrigen Schick-

sale begegneten; so gewiß bin ich Diejenige, die alle diese Schicksale mit dir theilte! Erkenne daher in mir deine getreue, liebevolle Gemahlin, mit der du, wiewohl nur wenige Jahre, in der glücklichsten Ehe gelebt, und ihr unzählige Beweise der zärtlichsten Liebe gegeben hast. Denn das würde ich ewig nicht glauben, daß du, den Gott jetzt mehr, als je erhöhte, und mit Glanz und Ruhm verherrlichte, mich, die Er zu dem dunkeln, verachteten Stande einer Sklavin erniedrigte, deßhalb verschmähen und verstoßen könntest! Nein, nein, das kannst du nicht, liebster Gemahl, bester Eustachius! Ach mein Herz war immer bey dir, so lange wir auch getrennt waren. Ich kann die Freude, dich nach so langer Trennung wieder von Angesicht zu sehen, nicht aussprechen! Und gewiß muß dieser selige Augenblick, da Gott uns nach so vielen Prüfungen wunderbar wieder zusammen führt, auch für dich ein Augenblick des Himmels seyn!“

Eustachius hatte seine Gemahlin, während sie sprach, aufmerksam betrachtet. Wiewohl sie in diesen erschütternden Augenblicken einer Ohnmacht nahe und ihr Angesicht blaß war wie eine Leiche, und ihre Sklaventracht sie noch mehr entstellte; so wurden dennoch ihre wohlbekannten Züge ihm nach und nach immer deutlicher und der gewohnte Klang ihrer lieblichen Stimme drang an sein Herz. Er erkannte sie. Eine eigene, wunderbare Em-

pfindung durchschauerte ihn, als er seine geliebte Theopista, die er seit bald sechzehn Jahren für todt gehalten, jetzt lebend vor sich stehen sah. Das höchste Erstaunen, unnennbares Entzücken, und das innigste Mitleid erfüllten zugleich seine ganze Seele.

„Theopista, rief er fast außer sich, ja du bist es — du bist meine theure, meine innigst geliebte Gemahlin, deren Verlust mir bis diese Stunde unvergeßlich und unersetzlich geblieben! Ach, in was für bedauernswerthe Umstände bist du gerathen! Doch, Gott, der Allmächtige, sey gelobt und gepriesen, daß Er dich mir wieder geschenkt hat! Aller Glanz und Ruhm, um den mich viele Tausende beneiden, ist nichts, gar nichts gegen die Seligkeit, dich wieder in meine Arme zu schließen.“

Er schloß sie in seine Arme, und benetzte ihr Angesicht mit heißen Thränen. Auch sie weinte die seligsten Thränen. Beyde vergaßen aller ihrer bisherigen Leiden. Nichts übertraf ihre Seligkeit, als der Dank und die Anbethung, womit sie, während sie sich umarmten, von Zeit zu Zeit zu dem Himmel aufblickten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Söhne.

Eustachius fühlte sich unaussprechlich glücklich, seine innigst geliebte Gemahlin wieder gefunden

zu haben. Allein bald trübte der Gedanke an seine Söhne dieses sein Glück. Es fiel ihm wie ein Felsenstück auf das Herz, Theopista werde jetzt nach ihren Söhnen fragen, und er könne ihr die Wahrheit nicht verhehlen, daß Beyde ihm von wilden Thieren geraubt worden. „Ach, die gute Mutter! dachte er; wie bald wird ihr die Freude, den Vater wieder gefunden zu haben, in Jammer über den Tod ihrer Kinder verwandelt werden!“ Indem er dieses dachte, sprach Theopista: „Nun, liebster Gemahl, laß uns die Freude des Wiedersehens auch mit unsern geliebten Söhnen theilen! O wie verlangt mein mütterliches Herz, sie nach so langer Trennung wieder in meine Arme zu schließen!“ Eustachius sprach tief betrübt: „Liebste Theopista, holde Mutter liebenswürdiger Kinder, laß uns die unerforschlichen, aber immer weisen und liebevollen Rathschlüsse Gottes im Staube anbethen! Unsre Söhne wurden als zarte Knaben der Raub wilder Thiere. Sie sehen das Licht dieser Sonne nicht mehr, sie wandeln nicht mehr unter den Lebenden!“

Allein Theopista rief hocherfreut: „Nein, nein, liebster Gemahl, du irrest! Deine beyden Söhne leben! Gott hat sie unverletzt aus dem Rachen der wilden Thiere errettet! In diesem Augenblicke will ich sie dir lebend vor Augen stellen! Sie sind deine würdigen Streitgenossen! Ja ohne ihren Muth, ihre Liebe zu dir, hättest du vielleicht nicht ge-

siegt, und dieses Land wäre vielleicht eine Beute feindlicher Völker geworden!" „Theopista, was wandelt dich an? sprach Eustachius. Du erscheinst mir in diesem Augenblicke als eine begeisterte Prophetin." Sie aber eilte hinaus auf den Vorsaal, sagte den zwey jungen Kriegern: „Kommt mit mir, der Feldherr begehrt eurer!" — nahm mit ihrer Rechten den Einen, mit ihrer Linken den Andern bey der Hand, führte sie in den Saal, und sprach mit hoher Freude: „Feldherr! sieh da in diesen jungen Helden deine beyden Söhne! Dieser da mit den dunkeln Locken ist dein Agapius, den dir der Löwe — und dieser hier mit den gelben Haaren dein Theopistus, den dir der Wolf geraubt hat. Allein was vermögen reißende Thiere gegen diejenigen, die Gott schützt? Gott hat sie errettet; Gott hat sie dir wieder zugeführt; unter Gottes Leitung halfen sie dir streiten. Ohne dich, ohne einander zu erkennen, halfen sie dir mit vereinten Kräften deinen ruhmvollen Sieg erkämpfen. Erst in dieser Stunde erkannten sie sich vor meinen Augen als Brüder; erkenne nun auch du, glücklicher Vater, in ihnen, die du, ohne sie zu kennen, vor Tausenden ausgezeichnet hast, deine würdigen Söhne!"

Eustachius rief voll des höchsten Erstaunens: „Wie, diese heldenmüthigen Jünglinge, unter die ich heute meinen Lorbeerkranz vertheilte, sollten meine Söhne seyn? Jene zarten Knaben,

die ich mit Entsetzen in dem Rachen wilder Thiere erblickte, sollten mir gleichsam von dem Tode wieder zurück gegeben seyn? O du guter barmherziger Gott, diese Seligkeit wäre zu groß; noch kann ich es nicht glauben.“

Allein Theopista sprach: „Glaube mir, edler Vater, sie sind deine Söhne. Ich bin meiner Sache gewiß; es ist mir so klar wie die Sonne. Doch wozu bedürfte es vieler Worte? Sieh diese Jünglinge nur einmal recht an! Sieh da deinen Agapius, blicke ihm in die Augen, betrachte seine Stirne, seinen Mund, und sag selbst, ist er nicht dein getreues Ebenbild und wie von dir abgezeichnet? Sieh da deinen Theopistus, diese blauen Augen, diese blonden Locken — gleicht er nicht seiner Mutter, da sie noch in der Blüthe ihrer Jugend prangte? Zweifle also nicht mehr, und umarme sie als deine Söhne!“

Der hocherfreute Vater hatte keinen Zweifel mehr — schloß bald Agapius, bald Theopistus in seine Arme, und reichliche Thränen floßen über seine Wangen. Er genoß der größten Seligkeit edler Eltern — der Seligkeit zu sehen, daß ihre Kinder sich ihrer würdig betragen. Aber auch die Söhne waren vor Freude außer sich, in dem hochverehrten Feldherrn, dem geliebten aber auch gefürchteten Gebieter, dessen Blick Ehrfurcht forderte und Gehorsam gebot, einen liebenden Va-

ter zu finden, dessen Vaterherz sich in reichliche Thränen ergoß.

Theopista, die edle Gattin und Mutter, stand seitwärts und erfreute sich der Seligkeit ihres Gatten und ihrer Söhne. So sehr ihr Herz brannte, ihre Kinder zu umarmen, so wollte sie die entzückten Söhne den väterlichen Umarmungen noch nicht entziehen. Sie konnte sich an dem himmlischen Anblicke nicht satt sehen. Freudenthränen flossen über ihre blassen Wangen; sie fühlte sich die seligste Gattin und Mutter.

Ihre beyden Söhne ahneten aber gar nicht, daß ihre geliebte Mutter, über deren Verlust sie einst als Kinder so heiße Thränen vergoßen und je älter sie wurden, sich immer mehr nach ihr gesehnt hatten, ihnen so nahe sey. Am allerwenigsten dachten sie daran, die bleiche Sklavin mit rothgeweinten Augen, der sie aus Mitleid bey dem Feldherrn Gehör verschafft hatten, sey ihre Mutter. Sie hatten in ihrer gegenwärtigen Freude dieser Sklavin ganz vergessen, und achteten so wenig auf sie, als wäre sie gar nicht zugegen.

Allein dem edlen Vater war dieß höchst auffallend; denn er zweifelte nicht im geringsten, die Mutter habe sich ihren zwey Söhnen schon zuvor, ehe sie ihm dieselben vorführte, zu erkennen gegeben. Er sprach daher mit sichtbarer Betrübniß und großem Ernste: „Nun, meine Söhne! Habt ihr nur Thränen und Umarmungen für euern

Vater? Sagt euer Herz euch nicht, daß ihr noch eine andere süße Pflicht zu erfüllen habt? — Wie? ihr nennt eure Mutter nicht einmal? Habt ihr kein Gefühl mehr für sie, und soll sie von aller Theilnahme an unsrer Freude ausgeschlossen bleiben? — Ihr seht mich befremdet und verlegen an! — Nun, ihr werdet euch doch noch eurer Mutter erinnern, wie hold und anmuthsvoll sie war, und wie sie in den Tagen eurer glücklichen Kindheit euch so lieb hatte! Du Theopistus, weißt du nicht mehr, wie sie dich damals, als du auf unsrer Auswanderung erlegen warst, so zärtlich auf ihren Armen trug? Und du, Agapius, hast auch du es vergessen, wie ihr beyde auf dem Schiffe krank geworden, und wie sie euch da so liebreich verpflegte, und Nächte hindurch bey euch wachte? Wenigstens muß euch unser Jammer, als sie uns von jenem Mohren genommen wurde, noch im frischen Andenken seyn! — Ach es ging ihr indessen sehr hart! Sie wurde in die Sklaverey fortgeschleppt, in der sie noch schmachtet! Sie ist nun wohl sehr arm, unglücklich und verachtet! Allein sagt, wäre es möglich, daß ihr deßhalb euch ihrer schämen könntet? — O dann wäre es mir lieber, ich hätte euch mit keinem Auge mehr gesehen?"

Liebster Vater! rief jetzt Agapius, und griff an sein Schwert, sag' uns doch nur, wo ist der Bösewicht, jener abscheuliche Mohr, der meiner

geliebten Mutter so vieles Leid zufügen konnte? An diesem Schwerte will ich sein Blut herab tröpfeln sehen! Seine ganze Rotte will ich in Stücke zerhauen, um die Mutter zu befreyen!"

Theopistus sprach: „Lieber Vater, da du weißt, daß die Mutter eine Sklavin ist, warum hast du sie denn nicht schon längst befreyt. O sag uns doch geschwind, wo wir sie auffinden können? Wo, wo ist sie? Den letzten Tropfen meines Herzblutes will ich daran setzen, die Mutter von Elend und Unterdrückung zu erretten!"

Eustachius sagte: „Wie, ihr kennet sie nicht einmal? Das begreife ich nicht, wie das möglich ist. Doch — ohne sie zu kennen, habt ihr sie schon gesehen. Seht da, diese ist es! Sie, die euch als meine Söhne mir vorführte, stelle ich nun euch als eure Mutter vor."

Beyde Söhne empfanden das innigste Mitleid, ihre geliebte Mutter als Sklavin zu erblicken. Wie es vorhin die Freude der entzückten Söhne sehr erhöhte, gerade in dem bewunderten Feldherrn, den sie unter allen Menschen auf Erden am höchsten verehrten, ihren Vater zu erkennen; so ward jetzt die Freude, ihre Mutter wieder zu finden, durch den Anblick ihrer Armuth und Niedrigkeit ganz unaussprechlich rührend. Freude, Schmerz und Wehmuth durchdrangen ihre Herzen so mächtig, daß beyde Jünglinge in heiße Thränen ausbrachen. Die entzückte Mutter aber stand

da, wie verklärt von Freude. Der unbeschreibliche Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit in ihrem milden Angesicht und in ihren thränenvollen Augen hatte etwas Himmlisches. Beyden Söhnen war es nicht anders, als erblickten sie einen seligen Geist, einen Engel des Himmels. „Mutter! Liebste Mutter!“ riefen beyde mit Einem Munde, und fielen ihr beyde um den Hals. Mutter und Söhne konnten ihre Freude nicht mit Worten, sondern nur mit Thränen und frommen Blicken zum Himmel ausdrücken. Der Vater aber sprach im Uebermaaß seiner Freude: „Ich möchte laut ausrufen, daß es die ganze Welt vernähme: O ihr alle, die ihr Gott fürchtet, kommet, sehet und höret, was für große Dinge Er an mir, meinem lieben Weibe und meinen lieben Kindern gethan hat.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der junge Bauer.

Eustachius sprach über eine Weile: „Die Empfindung wird uns zu mächtig! Auch die Freude ist angreifend, ja oft noch angreifender, als der Schmerz. Ich fühle mich ganz beklommen. Kommt, und laßt uns ein wenig frische Luft schöpfen!“ Er öffnete die zwey Thürflügel einer hohen Pforte, und ging mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen hinaus auf einen Altan, von dem man

über die unten liegenden Gärten der Stadt hin die herrlichste Aussicht auf eine reiche Landschaft hatte. Sie blieben an dem marmornen Geländer einige Zeit stillschweigend stehen. Es war ein schöner, heiterer Abend. Kühle Lüftchen säuselten durch die nahen Pappelbäume. Die Wolken, die benachbarten Dörfer, und die fernen Wälder und Berge waren von den letzten Strahlen der Sonne geröthet. Eustachius zeigte auf die untergehende Sonne und sagte: „O wie groß ist Gott in seinen Werken! Allein so groß und herrlich Er in seiner Schöpfung ist, so freundlich und gütig zeigt Er sich auch in der Führung der Menschen. Er, der uns nach diesem glühendheißen Tage diesen kühlen, erquickenden Abend giebt, schenkte uns auch nach mancher heißen Trübsal wieder Freude und Erquickung. Darum danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und seine Güte währet ewig."

Hierauf setzte sich Eustachius mit seiner Gemahlin auf die marmorne Bank des Altans; die beyden Söhne setzten sich zu beyden Seiten der Aeltern, und Eustachius sprach: „Ich weiß nun wohl, liebste Gemahlin, daß jene Schiffsknechte, die dich fälschlich für todt ausgaben, dich in die Sklaverey verkauft haben; eben so weiß ich, daß ihr, meine geliebten Söhne, aus dem Rachen der wilden Thiere errettet worden. Allein wie dieses zuging, und was in der langen Reihe von

Jahren, seit wir uns das letzte Mal gesehen, euch alles begegnete, davon weiß ich noch nicht das Geringste. Erzählt mir das Wichtigste davon; denn gewiß werde ich neue Ursache finden, Gott zu loben und zu preisen.“

Theopista sagte: „Ihr, meine geliebtesten Söhne, erzählet mir und eurem Vater zuerst, was euch alles begegnete, seit jener grausame Schiffer mich euch, und der Löwe und der Wolf euch eurem Vater entrissen hat. Ich brenne vor Begierde, die Geschichte meiner lieben Kinder zu vernehmen.“

Agapius erzählte seine Geschichte zuerst. „Wie jener Löwe, fing er an, mich dort am Flusse ergriffen, und mit mir in den Wald entflohen, das hat mein Vater mit Augen gesehen, und meine Mutter hat es bereits aus meinem Munde gehört. Wie es mir in dem Rachen des Löwen zu Muthe war, weiß ich nicht mehr, und wußte es wohl damals selbst nicht. Als ich wieder zur vollen Besinnung gekommen war, erblickte ich mehrere brennende Kerzen. Ich lag in einer ländlichen Stube auf einem Bette, und mehrere Männer, Weiber und Kinder, so viel deren die Stube fassen konnte, standen um mich her. Alle bezeigten mir das größte Mitleid, und dankten Gott, durch dessen Beystand ich aus einer so schauerlichen Gefahr errettet worden. Sie sahen an meinen Kleidern, daß ich aus einem entfernten Lande,

und das Kind vornehmer Eltern seyn müsse. Sie fragten mich daher sehr neugierig, wie ich in diesen dichten, unwegsamen Wald voll wilder, reißender Thiere gerathen sey. Es währte einige Zeit, bis ich ihre Fragen gehörig beantworten konnte. Alle bedauerten meinen Vater und meinen kleinen Bruder von Herzen, und die Männer beschlossen, sie aufzusuchen. Allein nunmehr war es bereits Nacht und zu spät, sich durch den wildverwachsenen Bergwald zu finden. Sobald indessen die Tageshelle sich zeigte, machten sie sich auf den Weg. Sie kamen an das Ufer jenes Flusses, und fanden unter dem Baume, wo wir unsre letzte Mahlzeit gehalten, noch die Schalen von den Eyern; allein von dem Vater und meinem kleinen Bruder fanden sie keine Spur mehr. Traurig kamen sie zurück, und sagten: „Die wilden Thiere haben den wehrlosen Mann und das arme Kind gewiß zerrissen. Wenn wir uns dort so lange hätten aufhalten wollen, so hätten wir wahrscheinlich noch einige ihrer Gebeine gefunden. Denn dort an jenem Fluße ist es sehr gefährlich; die Thiere der Wildniß kommen weit her, dort ihren Durst zu löschen.“

„Wie es zugegangen, daß ich noch glücklich aus dem Rachen des Löwen errettet wurde, haben mir die Männer öfter ausführlich erzählt, und auch das, was ich ihnen damals sagen konnte, mir öfter wiederholt. Die Begebenheit ist

kurz diese. Die Männer hatten in dem Walde Holz gefällt, und waren eben auf dem Wege nach Hause. Da kam der Löwe, der mich als ein zartes Knäblein im Rachen trug, in wilder Eile hinter einem Felsen hervor. Die tapfern Männer drangen augenblicklich mit geschwungenen Axten auf ihn ein. Einer aus ihnen versetzte dem Löwen mit der Axt einen mächtigen Streich. Der Löwe ließ mich augenblicklich fallen, wandte sich gegen den Mann, und wollte in seinem Grimme ihn zerreißen. Allein die übrigen Männer standen ihrem bedrohten Gefährten bey. Es erhob sich ein schrecklicher Kampf. Der Löwe bekam manchen starken Hieb, und sein Blut quoll aus mehreren Wunden hervor; endlich nahm er unter kläglichem Gebrülle die Flucht. Die Männer hoben mich nun von der Erde auf. Von der schrecklichen Todesangst, die ich im Rachen des Löwen gefühlt hatte, war ich ohnmächtig; allein zu ihrer großen Freude unversehrt. Sie waren sehr erstaunt, daß der Löwe mich nicht getödtet, ja nicht einmal verwundet habe. Einige meynten, das komme daher, weil der Löwe, von meinem Vater verfolgt, keine Zeit gefunden, mich zu verzehren, sondern, im schnellen Laufe über Büsche und Felsen wegsetzend, gerade noch vor dem entscheidenden Augenblicke ihnen in die Hände gefallen. Andere behaupteten, das furchtbare Thier habe, nach Art solcher Raubthiere, mich seinen Jungen

lebend vorwerfen wollen, und sich daher sorgsam in Acht genommen, mich zu verletzen. Alle aber stimmten darin überein, Gott habe mich ganz besonders bewahrt, und ich könne Ihm deßhalb in meinem Leben nicht genug danken.

Es entstand nun ein edler Wettstreit unter ihnen, wer aus ihnen die Freude haben sollte, mich in seinem Hause zu verpflegen und zu erziehen. Allein derjenige, der dem Löwen den ersten Streich versetzt hatte, ließ sich diese Freude nicht nehmen. Er nahm mich voll des herzlichsten Mitleids auf seinen Arm, trug mich in sein Haus, und legte mich auf ein Bett, wo ich mich aus meiner Ohnmacht nach und nach wieder erholte, wie ich gleich anfangs erzählt habe."

„Die tapfern, kühnen Holzhauer waren Bauern aus einem kleinen Dorfe, das jenseits der waldigen Felsenhöhen, die es von dem Meere scheiden, in einem tiefen Thale liegt. Alle Bewohner dieses Dorfes waren Christen. Schon vor mehreren Jahren, zur Zeit der Verfolgung, die sich nie bis in dieses abgelegene Thal erstreckte, hatten sich christliche Priester dahin geflüchtet, und den Bewohnern das Evangelium verkündet. Die redlichen Landleute hatten es mit Freuden angenommen, und machen nun eine tadellose christliche Gemeinde aus. Alle sind nur darauf bedacht, sich als gute Kinder des Einen Vaters im Himmel zu betragen; alle lieben einander wie

Brüder und Schwestern Da ist nur Friede und Eintracht Sie entzweyen sich nie über zeitliche Güter; sie theilen alles, was sie haben, willig mit einander. Sie arbeiten alle sehr fleißig, und suchen durch Arbeit so viel zu erwerben, daß sie davon alte und gebrechliche Leute reichlich unterstützen können. Die christliche Liebe, dieses schöne Kennzeichen wahrer Christen, macht den Leidenden dort das Leiden nicht nur leicht, sondern durch die unzähligen Beweise der herzlichsten Theilnahme sogar zur Quelle süßer Freuden."

„Für den Unterricht der Kinder ist aufs beste gesorgt. Ein christlicher Priester, ein frommer, heiliger Greis, der sich jenes Thal zu seinem Aufenthalte wählte, und sein Leben unter jenen guten Menschen zu beschließen gedenkt, machte sich eine wahre Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder im Wichtigsten, was ein Mensch wissen muß, in unsrer heiligen Religion zu unterrichten. Diesen Unterricht ertheilte er auch mir, und da er ehemals in der Welt ein sehr angesehener Mann war, und dafür hielt, ich sey nicht bestimmt, mein ganzes Leben in diesem Thale zuzubringen, so theilte er mir auch von seinen übrigen Kenntnissen und Erfahrungen so viel mit, als er für mich zuträglich hielt. Er war mit großem Ernste darauf bedacht, mich zuerst zu einem wahren Christen, und dann auch zu einem brauchbaren Manne für die Welt zu bilden."

Uebrigens mußte ich, so wie ich heranwuchs, Morgens, bevor die Sonne aufging, in den Acker fahren, oder auf der Wiese mähen, und alle, auch die schwersten ländlichen Arbeiten, die mir übrigens sehr leicht von der Hand gingen, verrichten. Dieß härtete mich ab, und machte mich stark und kräftig. Auch fehlte es nicht an Gelegenheit, Muth und Tapferkeit zu üben. Wir lebten mit den Thieren der Wildniß, denen unser Thal gleichsam abgewonnen war, in einem beständigen Kriege, und da galt es keine geringe Kühnheit und Gewandtheit, die Kühe auf der Weide und oft den Stier am Pfluge gegen ein grimmiges Raubthier zu vertheidigen. So trug meine ganze Erziehung und Lebensweise dazu bey, daß mir eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe wurde. Ich brachte in jenem Dorfe, das mit seinen niedrigen Strohhütten Manchem sehr elend und armselig vorkommen möchte, die Jahre meiner Kindheit und Jugend so vergnügt, so glücklich zu, als wohl nie ein Jüngling, der in einem Palaste erzogen wurde."

„Ich hätte auch nie daran gedacht, meinen seligen Aufenthalt in jenem zweyten Paradiese zu verlassen. Allein da kam plötzlich ein Befehl des Kaisers, einen der Jünglinge als Soldaten in das Feld zu stellen. Denn weil das Vaterland in Gefahr war, und die Noth an den Mann ging, so wurde auch an den entferntesten Grän-

zen des Reiches, was sonst selten geschah, junge Mannschaft ausgehoben. Alle Bewohner des Dorfes waren höchst bestürzt; denn Krieg und Blutvergießen war diesen friedlichen Menschen ein schreckbarer Gedanke. Indeß war die Sache nicht abzuwenden. Der Römische Krieger, der die Aushebung in diesem Dorfe besorgte, stand da, rüttelte die Loose in seinem Helme und befahl zu ziehen. Väter, Mütter, Schwestern und Bräute standen blaß und zitternd umher. Da regte sich auf einmal ein wunderbarer Muth, den mir Gott gab, in meinem Herzen. Ich brannte vor Begierde für mein Vaterland zu fechten; ich dachte daran, daß mein Vater auch ein Kriegsmann, und doch ein guter Mann und Christ, gleich dem Hauptmanne von Kapharnaum, und dem Hauptmanne Kornelius war; ich freute mich hoch, daß ich den guten Leuten, die mich einst dem wilden Thiere entrissen und mir so viel Gutes erwiesen, nun auch einen kleinen Dienst erweisen konnte. Ich trat vor den Krieger und sprach: „Das Loos soll nicht entscheiden; ich gehe freywillig mit dir." Der Krieger sah mich an, klopfte mir auf die Schulter, und sprach erfreut: „Das ist brav! Dein Muth und deine Größe und deine ganze Gestalt gefallen mir. Mache dich also sogleich reisefertig, und komm mit mir." Unter dem Segen des frommen Priesters und den Thränen und Segenswünschen der ganzen Gemeinde zog ich mit dem Krieger fort."

„Was diese einfältigen Landleute, unter denen ich bisher gelebt hatte, für vortreffliche Menschen sind, und wie selig die Menschen seyn könnten, wenn sie Alle wahre Christen seyn wollten, das sah ich erst recht ein, als ich aus jenem glücklichen Thale herauskam in die weite Welt. O welch einen Unterschied fand ich da! Dort in jenen friedlichen Hütten sind die Laster, die in der Welt täglich vorkommen, etwas ganz Unerhörtes. Die redlichen Seelen wissen gar nichts von List und Betrug. Man hat nicht nöthig, die Hausthüren mit Schloß und Riegeln zu verwahren; jedermann ist sicher vor Diebstahl. Nie sah ich dort einen Betrunkenen; nie hörte ich ein Fluchwort, eine Lästerung, oder nur die geringste unanständige Rede. Die Jünglinge sind bescheiden und ehrerbietig gegen das Alter, und von reinen, untadelichen Sitten; die Jungfrauen liebliche Bilder der Unschuld, der Sanftmuth und Demuth. Man weiß dort gar nicht, wie bös und lasterhaft die übrige Welt sey. Ich wußte es auch nicht; und da ich nun unter andere Menschen kam, erschien mir das Laster als etwas, das der menschlichen Natur ganz und gar entgegen ist, und sie entstellt. Ich konnte das Laster für nichts anders ansehen, als für eine abscheuliche Krankheit der Seele, die, nachdem sie auch den Leib siech und krank und früher dem Tode reif gemacht, der Seele endlich den ewigen Tod bringt."

„Besonders bemerkte ich auf meinem weiten Zuge hieher oft mit Schmerzen, wie fehlerhaft die Erziehung der Kinder bestellt sey. Ich kam in manches reiche Haus und sah da, wie Aeltern und Gesinde gleichsam wetteiferten, die Kinder zu verderben. Man schmeichelte den erwachenden Leidenschaften der armen Kleinen; jedermann im Hause mußte ihrem thörichten Eigensinne zu Gebot stehen; die Kinder durften bey Gastmahlen und Tänzen der Erwachsenen zugegen seyn, wo sie Manches sahen und hörten, das ihnen nicht gut war. Ich zweifle zwar nicht, daß unsre geliebten Aeltern mir und meinem Bruder eine bessere Erziehung gegeben hätten. Allein wenn ich jene verzärtelten Kinder ansah, so dachte ich gar oft, es wäre in der That gut, wenn ein solches armes Kind reicher Aeltern von einem Löwen oder Wolfe so unversehrt wie ich, unter arme Landleute versetzt, und da auf dem Lande, der Natur gemäßer erzogen, und, um an Seele und Leib gesund zu bleiben, an das Bethen und Arbeiten gewöhnt würde.“

„Wie es mir nun weiter ergangen, ist meinem lieben Vater und meinem lieben Bruder bekannt; jedoch muß ich noch Einiges erwähnen, was unsrer geliebten Mutter noch unbekannt ist. Als ich unter einer großen Anzahl junger Mannschaft bey dem Kriegsheere angekommen war, kam der Feldherr herbey, uns zu mustern, und wähl-

te mich sogleich zu einem seiner Satelliten aus. Ach, wie hätte ich damals denken können, der Feldherr sey mein Vater! Ich wußte zwar wohl, der Feldherr heiße Plazidus. Allein, daß dieß der Name meines Vaters sey, wußte ich nicht; ich erinnerte mich aus meiner Kindheit blos, daß unsere Mutter den Vater nur immer lieber Eustachius nannte. In den täglichen kleinen Gefechten, die vor der großen, entscheidenden Schlacht vorfielen, war ich immer sehr glücklich, und wurde, da einst der Hauptmann unsrer Schaar von einem Pfeile durchbohrt worden, von dem Feldherrn zum Hauptmanne ernannt. Mein Bruder war mit einem andern Zuge neuausgehobener Mannschaft angekommen. Auch er wurde von dem Feldherrn zu einem Satelliten auserkohren, aber einer andern Schaar zugetheilt; auch er schwang sich, wie ich, sehr bald zum Hauptmanne empor. Als Hauptleute lernten wir uns bald von Angesicht kennen; aber wie hätte uns einfallen können, wir seyen leibliche Brüder! Wir sprachen uns auch öfter, aber blos im Dienste, und über Kriegsangelegenheiten. Erst an dem heutigen ruhigen Tage, nach erkämpften Frieden, ward mir die Veranlassung, die Geschichte meiner Kindheit zu erzählen, und so, ohne es selbst zu wissen, das Geheimniß zu offenbaren, daß wir Brüder seyen.“

„Weise und wunderbar hat Gottes heilige

Vorsehung unser Aller Wiederfinden und Wiedererkennen herbeygeführt. O welche Freude war es für uns Jünglinge, die wir uns längst kannten und schätzten, uns nun als Brüder zu erkennen; welches Entzücken, in dem siegreichen Feldherrn, der heute seine Lorbeeren mit uns getheilt hatte, einen liebevollen Vater zu erblicken; welche Seligkeit, als der eben erkannte Vater uns der noch unbekannten liebenden Mutter zuführte! Wir können in Wahrheit sagen: „Das ist ein Tag, den uns der Herr bereitet hat; laßt uns ihn feyern mit Freude und Jubelgesang!“

Sechzehntes Kapitel.

Der junge Hirt.

„Meine Geschichte, sprach hierauf Theopistus, ist der Geschichte meines Bruders sehr ähnlich; ich kann also etwas kürzer seyn.“

„Wie der Wolf mich fort trug, hat der Vater noch gesehen. Zwey wackere Männer jagten mich dem Thiere ab. Sie waren zwey Hirten, die in dem waldigen Gebirge einen Widder suchten, der sich von der Heerde verirrt hatte. Da hörten sie plötzlich das Geschrey eines Kindes. Sie sprangen hin, und erblickten den Wolf, der scheu und flüchtig, wie ein Räuber, mit mir zu entrinnen suchte. Sie hatten einen großen zottigen Hund bey sich, der an Muth und Stärke

einem Wolfe wenig nachgab. Der Hund stürzte, von den Männern angehetzt, sogleich wüthend auf den Wolf zu, und packte ihn im Genicke. Der Wolf ließ mich los, und wehrte sich seiner Haut. Die Männer kamen mit Spießen bewaffnet nach, und erlegten den Wolf. Hierauf sahen sie sich nach mir um. Der Wolf hatte mich nur bey meinem Kleide gepackt und fortgeschleppt, und mich deßhalb nicht verletzt. Als sie daher an mir weder Blut noch Wunden fanden, waren sie sehr erfreut, und dankten Gott."

„Einer der zwey Hirten nahm mich auf den Arm, und trug mich mit sich fort in sein Haus. Er fragte mich zu Hause, als ich mich von dem Schrecken erholt hatte, und wieder reden konnte, wie ich in den Wald gekommen sey. Ich erzählte ihm, wie es uns ergangen, und wie ein Löwe meinen Bruder, so wie der Wolf mich, unserm Vater geraubt habe, und wie der gute Vater dort am Fluße einsam zurück geblieben sey! Allein der Hirt hielt es für überflüßig, den Vater aufzusuchen." „Ach, sprach er, dein Vater wurde gewiß, gleich deinem Bruder, von einem Löwen, von Wölfen, oder andern Raubthieren aufgefressen. Jene Gegend am Flusse ist so zu sagen ihr Sammelplatz, und ein Mann ohne andere Waffen, als einen Baumast, kann sich ihrer unmöglich erwehren."

„Der Hirt, der mich zu sich genommen hat-

te, und mir die Geschichte meiner Errettung in der Folge wohl hundertmal erzählte, war ein Christ, und ein sehr frommer, rechtschaffener Mann; seine Hausfrau war eine eben so fromme, redliche Seele. Beyde hatten großes Mitleid mit mir, und als ich ihnen meinen Namen Theopistus, an Gott gläubig, oder Gott getreu, nannte, hatten sie eine große Freude, weil sie daraus erkannten, daß ich ein Christenkind sey. Sie beschlossen einmüthig, mich mit ihrem kleinen Sohne, der von meinem Alter war, zu erziehen, und sie waren immer so liebreich und freundlich gegen mich, wie gegen ihr eigenes Kind."

„Es wohnten mehrere Hirten zerstreut im Gebirge umher, die zusammen eine christliche Gemeinde ausmachten. Auch hieher waren zur Zeit der Verfolgung einige christliche Lehrer gekommen, und einer derselben war hier geblieben, um dieser christlichen Gemeinde als Priester vorzustehen. Er unterrichtete uns Kinder mit unbeschreiblicher Liebe und Treue in der christlichen Religion, und lehrte uns auch sonst noch Manches, was gut und nützlich war. Meine Erziehung war also in der Hauptsache so, wie die meines Bruders Agapius, beschaffen und ich will mich nicht damit aufhalten, sie ausführlich zu beschreiben."

„Der Hirt, der mich mit seinem Sohne erzog, hatte eine sehr zahlreiche Schafheerde. Als wir zwey Knaben nun heranwuchsen, mußten wir

mit ihm die Schafe hüten; als wir aber erwachsen, und stark und gewandt genug waren, die Heerde gegen wilde Thiere zu vertheidigen, blieb er Alters halber manchen Tag zu Hause, und überließ die Aufsicht über die Heerde uns zwey Jünglingen. Eines Tages trieben wir nun unsre Schafe weit hinein in das Gebirg. Wir zündeten auf den Abend ein lustiges Feuer an, theils um unser Abendessen zu bereiten, theils um die wilden Thiere, die das Feuer scheuen, von der Heerde abzuhalten. Wie wir nun unter vertraulichen Gesprächen bey dem Feuer so da saßen, und es bereits sehr dunkel war, sprang der große Hund, der zu unsern Füßen lag, plötzlich auf, und fing an heftig zu bellen. Es war noch der nämliche Hund, der einst den Wolf so tapfer gepackt hatte. Er war nunmehr sehr alt; allein wegen seiner Treue genoß er noch das Gnadenbrod. Auch die übrigen Hunde wurden wach, und erhoben ein lautes Gebell. Wir vermutheten die Annäherung eines Wolfes, standen auf und griffen nach unsern Spießen; allein zu unserm Erstaunen sahen wir im Glanze unsers Hirtenfeuers einen bewaffneten Krieger auf uns zuschreiten. Das war eine seltene Erscheinung in diesen friedlichen Bergen. Mein Pflegevater begleitete den Kriegsmann, und sah sehr bestürzt und traurig aus. Wir zwey Jünglinge konnten uns

gar nicht vorstellen, was das zu bedeuten habe; wir wurden es aber sogleich inne."

„Auch unsre Gemeinde mußte einen Mann ins Feld stellen. Der Kriegsmann hatte bereits diesen Nachmittag die streitbaren Jünglinge nebst ihren Vätern, unter der großen Eiche, unter der die Gemeinde gewöhnlich zusammen kam, versammelt, und befohlen, das Loos zu ziehen. Der alte Hirt hatte für seinen Sohn ziehen müssen, weil der Kriegsmann sehr eilig war, und es für zu weitläufig hielt, den Sohn erst herbey zu rufen. Das Loos hatte den Sohn getroffen, und der Krieger kam nun, ihn sogleich mit sich fort zu nehmen."

„Der gute Jüngling ward, als er das hörte, todtenbleich, und dem alten Vater standen die Thränen in den Augen Allein ich sprach zu dem Krieger: „Nimm diesen nicht, nimm mich! Ich habe mehr Lust, Soldat zu seyn, als dieser hier. Als ich deinen Helm und deine Lanzenspitze, im Glanze des Feuers da, blinken sah, lachte mir das Herz. Mein Vater war auch Soldat, und hatte auch Helm und Lanze zu Hause. Ich gehe sogleich statt meines jungen Freundes hier mit dir!" Das gefiel dem Soldaten sehr. „Aha, sagte er lachend; Art läßt nicht von Art. Man singe dem jungen Löwen vor, er wird doch brüllen. Komm also sogleich mit mir. Du, muthi-

ger Bursche, bist mir lieber, als der bleiche, zitternde Junge da."

„Mein Pflegevater und sein Sohn brachen in Thränen aus, und priesen meine Großmuth. „Das ist eine edle That, sprach der alte Hirt, daß du für einen Andern in den Krieg ziehen willst." Ich aber sprach: „Es ist nicht mehr, als meine Schuldigkeit, daß ich für ihn gehe; ich bin dir für das, was du an mir gethan hast, noch viel größern Dank schuldig. Denn du hast mir das Leben gerettet, und mich erzogen. Wenn ich auch im Felde umkomme, und so für deinen Sohn, der mir ein zweyter Bruder ist, das Leben gebe, so sey das der Dank für das gute Werk, das du an mir gethan hast. Auch geziemt es sich ja für Christen, daß einer für den andern das Leben gebe, so wie Christus sein Leben für uns alle gegeben hat."

„Der alte Mann sagte weinend: „Nun, so zieh denn hin, mein Sohn! Gott hat dir diesen Muth in dein Herz gelegt. Werde, wie einst David, den Gott auch von der Schafheerde hinweg ins Feld rief, ein Kriegsheld, und bleibe dabey ein frommer, gottesfürchtiger Mann, wie David. Vielleicht ist es dein Glück, daß du jetzt den Hirtenstab mit dem Spieße vertauschest; ja mir geht es vor, dein edelmüthiger Entschluß werde dir zum Segen gereichen, und Gott werde dir deine edle Handlung belohnen. Er wolle dein

Schild seyn, und dich aus allen Gefahren, denen du jetzt entgegen gehest, erretten." Er segnete mich, und ich ging mit dem Krieger."

„Der wackere Hirt hatte auch vollkommen Recht, und sein Wort traf zu. Mein Entschluß, anstatt meines jugendlichen Freundes in das Feld zu ziehen, war mein größtes Glück; so wie auch meinem Bruder sein Entschluß, für Andere in das Feld zu ziehen, zum Segen gereichte. Gott führte uns junge Krieger hieher, wo wir einander als Brüder erkannt, und noch dazu Vater und Mutter gefunden haben. Er hat uns den kleinen Liebesdienst reichlich vergolten. Ihm sey Lob, Preis und Dank!"

Siebenzehntes Kapitel.

Die Sklavin.

Theopista, die Mutter blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel, und sprach: „Ja, dem treuen barmherzigen Gott sey Ehre, Lob und Dank, daß Er euch, meine liebsten Kinder, so wunderbar errettete, und bis auf diese Stunde so gnädig für euch gesorgt hat. Doch höret nun auch meine Geschichte, in der Gottes zärtliche Vatergüte, mit der Er auch mich errettete, und für mich sorgte, sich eben so sehr verherrlichet."

„Noch sind mir, fing sie jetzt ihre Erzählung an, die schrecklichen Augenblicke in frischem Andenken, da jener unmenschliche Schiffer dich, lieb-

ster Gemahl, und meine geliebtesten Söhne an ein ödes, unbewohntes Land auszusetzen befahl, und mich mit roher Gewalt dir aus den Armen riß, und auf dem Schiffe zurück behielt. Nachdem ich mich aus meiner Ohnmacht erholt hatte, und wieder zu mir selbst gekommen war, warf der gottlose Mohr, dessen Abgott das Geld und dessen Himmel niedere Erdenlust war, sich vor mir auf die Knie, bat mir die gegen dich und meine Kinder begangene Gewalthat ab, und entschuldigte sie mit der heftigen Leidenschaft, die er zu mir gefaßt habe."

„Wie magst du, sprach er, noch jenem Manne anhängen! Er ist ja ein Bettler; ich aber bin reich. Ich habe eine Menge Gold, Perlen und Edelsteine; davon sollst du dir zu deinem Schmucke auswählen, so viel du nur immer willst. Ich will dich in Purpur kleiden, und was es an köstlichen Speisen und Getränken nur immer geben kann, das sollst du alles im Ueberfluß haben. Zehn schwarze Sklavinnen sollen dich bedienen — du aber sollst die Königin meines Herzens seyn. Kannst du dir nun etwas Herrlicheres denken? Reiche mir also deine Hand, und schlage ein!" Ich wies seinen Antrag, wie es sich versteht, mit dem größten Abscheu zurück. Er aber quälte mich zwey Tage lang unausgesetzt, bald mit Schmeicheleyen, bald mit Drohungen, um mich zu einer unerlaubten Verbindung mit

ihm zu bewegen.“ Ich will dich ja heirathen, sagte er; das ist ein Glück für dich, das gar nicht größer seyn könnte Ich kann gar nicht begreifen, wie du so unsinnig seyn kannst, es zu verschmähen.“

Am Morgen des dritten Tages trat er wieder vor mich, und erkundigte sich sehr freundlich, wie ich mich befinde, und ob ich mich noch nicht eines Beßern besonnen habe. Da er aber sogleich aus meinen nassen Blicken und aus allen meinen Gesichtszügen erkannte, wie verhaßt mir seine Zumuthungen seyen, so sprach er trotzig: „Nun bin ich deines ewigen Weinens und Weigerns satt; auch habe ich gar nicht nöthig, dir zu schmeicheln oder dich blos mit eitelm Drohen zu schrecken. Der heutige Tag sey dir noch zur Bedenkzeit geschenkt; auch sollst du vor Abends mein Angesicht nicht mehr sehen Sobald aber die Sonne untergehen wird, erwarte ich eine günstige Erklärung.“ Er warf mir, schäumend vor Wuth, noch einen zornigen Blick zu, verließ mich unter den furchtbarsten Drohungen, begab sich in das besondere Wohnzimmer, das er auf dem Schiffe hatte, und schlug die Thüre mächtig hinter sich zu.“

„Es war mir immerhin ein kleiner Trost, wenigstens diesen Tag hindurch vor ihm Ruhe zu haben. Ich setzte mich in einen Winkel des Schiffes, hüllte mich in meinen Schleyer, und flehte mit heißen Thränen zu Gott, Er wolle die dro-

hende Gefahr von mir abwenden. So ging der Tag vorüber. Die Sonne ging unter — ihre letzten Strahlen waren bereits in dem Meere erloschen — allein der gefürchtete Schiffsherr kam nicht zum Vorschein. Indeß bemerkte ich an den Schiffsknechten Unruhe und Bestürzung. Es standen bald da, bald dort zwey oder drey mit bedenklichen Mienen beysammen, redeten heimlich mit einander, zückten die Achseln, und schüttelten die Köpfe. Ich wußte nicht, was dieses zu bedeuten habe; doch fiel ein Strahl von Hoffnung in mein Herz. Endlich vernahm ich, der Schiffsherr sey plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen worden, und es stehe mit ihm sehr schlecht. Wirklich sah er auch die Sonne nicht mehr aufgehen; nach einigen Stunden war er eine Leiche. Ich betrachtete diesen schnellen Tod als eine augenscheinliche Strafe seiner schlechten Gesinnungen, und dankte Gott für meine Errettung."

„Die Schiffsknechte schienen über den Verlust ihres Herrn sehr bestürzt, und höchst aufgebracht über mich. Sie nannten mich die Urheberin seiner Pein und seines Todes. Sie traten zusammen, hielten Rath, und beschlossen, mich in die Sklaverey zu verkaufen. „So, sagten sie, können wir den Tod unsers armen Herrn am besten rächen; das erlöste Geld aber wird das sicherste Mittel seyn, uns in unsrer großen Betrübniß zu trösten." Sie hielten es indeß nicht für rathsam,

mich in die Seestadt hinzubringen, wohin ihr verstorbener Herr hatte segeln wollen, und wo sie und ihr Herr zu Hause waren. Sie fuhren einer andern Seestadt zu, wo sie keine Nachfrage zu fürchten hatten, wie sie zu dem Rechte gelangten, mich auf ihre eigene Rechnung als Sklavin zu verkaufen."

„Wir kamen in dieser Seestadt an, und die Schiffsknechte boten mich auf dem Sklavenmarkte für eine ansehnliche Summe Geldes zum Verkauf aus. Ein Sklavenhändler befragte mich, was ich alles gelernt habe, um hiernach, wie er sagte, zu beurtheilen, ob die Waare auch des Kaufpreises werth sey. Ich war von meiner zarten Jugend an in allen jenen weiblichen Arbeiten unterrichtet worden, die von einer Römerin edler Abkunft gefordert werden. Ich nannte diese Künste; denn ich glaubte mit Recht, sie könnten dazu beytragen, mein hartes Schicksal zu mildern. Der Sklavenhändler hatte, wie ich nachher erfuhr, von einem reichen Handelshause Bestellung, eine Sklavin, die in diesen Arbeiten vorzüglich geschickt wäre, ausfindig zu machen. Er sprach daher: „Wenn alles so ist, wie du sagst, so bist du den geforderten Preis werth; sollte es sich aber nicht so finden, so drehe ich dir den Hals um. Willst du es auf diese Gefahr hin wagen?" Ich blieb auf meiner Aussage. Er zählte nun den geldgierigen Schiffern das verlangte Geld auf ein Brett

hin; sie aber strichen es hocherfreut ein, und kehrten damit auf das Schiff zurück.“

„Der Sklavenhändler brachte mich auf ein kleines Zimmer, begegnete mir nicht ohne Achtung, und ließ mir nichts Nöthiges abgehen. Denn er schien mit seinem Handel sehr zufrieden. Nach wenigen Tagen ging ein Zug Kameele, alle schwer mit Waaren beladen, ab; auch ich, die gleich anderm Kaufmannsgut auf der Liste stand, wurde auf ein Kameel gesetzt, und hieher gebracht in diese Stadt. Der Kaufmann, für den die ganze Ladung bestimmt war, kam, sobald die Kameele vor seinem Hause hielten, eilig heraus, las den Brief des Sklavenhändlers, schüttelte den Kopf, und machte ein sehr grämliches Gesicht. Er fand den Geldpreis, den man für mich forderte, zu hoch. Wirklich hatte auch der Sklavenhändler, wie ich später hörte, dreymal mehr angesetzt, als er für mich ausgelegt hatte. Der Kaufmann rief indeß einen Handlungsdiener, und sprach zu ihm: „Sag meiner Frau, sie soll diese Sklavin wohl prüfen. Wenn die angegebenen Geschicklichkeiten sich wirklich vorfinden sollten, so ließe sich das Geld mit einigen Prozenten Gewinn noch immer herausschlagen; widrigen Falls aber schicke ich diese theure Waare mit den abgehenden Kameelen unverzüglich wieder zurück.“

„Er wandte sich verdrießlich von mir ab, und ging, die übrige Ladung der Kameele zu mustern.

Der Handlungsdiener aber führte mich in ein sehr prächtiges Zimmer. Die Ehegattin des Kaufmanns saß auf einem zierlichen Sopha, und auf dem Tische vor ihr lag eine Menge kostbarer Perlen, aus denen sie die schönsten und größten sorgfältig auslas, und an goldene Schnüre faßte. Sie war eine Frau von sanfter, einnehmender Gesichtsbildung; ungeachtet der Pracht um sie her, war sie sehr einfach gekleidet, und voll Demuth und Bescheidenheit. Sie schien über meinen Anblick verwundert, betrachtete mich eine Weile mit wehmüthigen Blicken, und that mit sanfter Stimme einige Fragen an mich. Ich gewann im ersten Augenblicke Zutrauen zu ihr, beantwortete alle ihre Fragen ohne Bedenken, und verhehlte ihr nicht das Geringste von der Wahrheit. Allein, ehe ich ausgeredet hatte, stand sie schnell auf, eilte mit offenen Armen auf mich zu, fiel mir um den Hals, benetzte mein Angesicht mit Thränen, und nannte mich ihre geliebte Schwester. Ich war anfangs darüber sehr erstaunt, aber mein Erstaunen verwandelte sich bald in eine große Freude. Sie war, wiewohl gegen den Willen ihres Mannes, eine Christin, und hatte, da sie aus meinen Reden vernommen, daß ich auch eine sey, mich deßhalb Schwester genannt. „O schon lange, sprach sie, habe ich zum Herrn gefleht, mir eine christliche Freundin zuzusenden, deren ich in meiner Lage sehr nöthig habe. End-

lich hat er — Ihm sey Lob, Preis und Ehre — mein Flehen erhört!"

„Sie hieß mich nun neben sich auf das Sopha sitzen, und bat mich, ihr meine Geschichte ausführlich zu erzählen. Ich that es, und sie hörte mir unter Vergießung vieler Thränen sehr aufmerksam zu. Eine unbeschreibliche Freude bezeigte sie über die wunderbare Weise, wie Gott dich, liebster Gemahl, und auch mich zum Christenthume berufen hatte. „Meinen guten Aeltern und mir, sprach sie, ward das Evangelium schon vor mehreren Jahren geprediget, und mein Vater, meine Mutter und ich wurden an Einem Tage getauft. Da meine Aeltern mit Purpur handelten, so ließen sie mir, zum Andenken an jene Purpurhändlerin, die durch Paulus zum Glauben an Christus gekommen, den Namen Lydia geben Ich war damals beynahe schon ein Jahr verheirathet, und meine Aeltern hatten dieses Haus hier und einen großen Theil der Handlung mir und meinem Manne überlassen. Mein Mann befand sich aber damals, als wir getauft wurden, eben auf einer großen Geschäftsreise. Als er zurückkam und hörte, wir seyen Christen geworden, erschrak er sehr. „Ach, sagte er, wißt ihr denn nicht, wie schrecklich die Christen überall verfolgt werden? Ich habe auf meiner Reise viele auf eine bedauernswürdige Art hinrichten sehen. Auch wir stehen nun in Gefahr, unser ganzes

Vermögen zu verlieren, und noch dazu das Leben.“ Er machte uns indeß Hoffnung, sich selbst taufen zu lassen — wenn es einmal ohne Gefahr geschehen könne.“

„Nicht lange nachher starb mein Vater. Mein Mann, der nun die ganze Handlung allein zu führen hatte, entschuldigte sich jetzt immer, daß seine überhäuften Geschäfte ihm keine Zeit übrig ließen, über die christliche Religion nachzudenken. Ach, er war nur darauf bedacht, sich Schätze für diese Erde zu sammeln; allein um einen Schatz im Himmel war er unbekümmert. Als nun auch hier in der Stadt die Verfolgung der Christen ausbrach, und einige auf eine schauerliche Art zu Tode gefoltert wurden, war er vor Schrecken fast außer sich. Er zitterte, wenn meine Mutter oder ich den Namen Christus nur nannten. Er verbot es uns aufs strengste, dem Gottesdienste der Christen, den sie heimlich noch hie und da hielten, beyzuwohnen; ja er gab es nicht einmal zu, daß wir die christlichen Frauen in der Stadt besuchten oder Besuche von ihnen annahmen. Meine Mutter und ich waren darüber sehr betrübt, und weinten im Stillen oft heiße Thränen. Vor drei Monaten ward nun diese meine Mutter heim gerufen in unser himmlisches Vaterland, und ließ mich allein und von allen christlichen Freunden und Freundinnen getrennt, in tiefer Betrübniß zurück. Und du kannst dir nun,

sagte sie unter einem Strome von Thränen, wohl denken, welch ein Trost es mir seyn muß, in dir eine christliche Schwester zu finden. Zwar vor der Welt und vor meinem Manne muß ich deine gebietende Frau, und du mußt meine Sklavin bleiben. Allein unter vier Augen sind wir Schwestern; ja ich gebe dir, als einer weisern christlichen Freundin, willig den Vorzug."

„Sie stellte mir nun ihre Kinder, zwey kleine liebliche Mädchen vor, und zeigte mir auch ihr kleinstes Kind, ein schönes Knäblein, das noch in der Wiege lag. „Diese meine Kinder mußt du mir dem Himmel erziehen helfen, sprach sie. Diese Perlen sind mir köstlicher, als jene Perlen dort auf dem Tische und als alle Schätze meines Mannes."

„Lydia redete hierauf mit mir von den Kunstarbeiten, wegen deren ihr Mann mich gekauft hatte. Ihr vorzüglichstes Geschäft, außer der Aufsicht über die Haushaltung, war, Purpur, Byssus und kostbaren Schmuck für Frauen zu prüfen, zu ordnen, und zum Verkaufe herzurichten; auch mußte sie den Sklavinnen, die unausgesetzt bunte Zeuge webten oder in Gold und Seide stickten, die Muster und Zeichnungen vorlegen und fleißig nachsehen, ob dieselben auch richtig ausgeführt würden. Sie holte mehrere Zeichnungen zu Stickereyen herbey, und ließ mir die Wahl, was für eine ich in Arbeit nehmen wolle.

Ich wählte diejenige, die mir am meisten gefiel, die aber auch die schwerste war. Sie sollte mit Gold in Purpur gestickt werden. Ach, ich hatte nie gedacht, mit einer Kunst, die ich nur zu meinem Vergnügen trieb, mir noch einst das tägliche Brod verdienen zu müssen. Indeß fand ich, daß es sehr gut ist, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat. Als der Kaufmann nach einigen Stunden kam, um zu sehen, wie meine Probearbeit ausfalle, war er mit meiner Geschicklichkeit und noch besonders mit meiner Schnelligkeit im Arbeiten höchst zufrieden, und ertheilte mir einen Lobspruch, der in seinem Munde nicht wenig sagen wollte. „Nun, sprach er, das viele Geld, daß ich für dich auslegen muß, ist nicht weggeworfen."

„Ich mußte aber nunmehr, von Morgens frühe bis spät in die Nacht, unaufhörlich arbeiten, und fing an von dem blendenden Glanze des Purpurs und Goldes an den Augen zu leiden. Lydia bat ihren Mann lange vergebens, mir des Tags einige Freystunden zu schenken. Indeß nahm sie mich einmal mit in den Garten. Einige fremde Gewächse hatten ein sehr dürftiges Aussehen. Ich sagte ihr, wie man sie behandeln müsse, und wie man überhaupt den ganzen Garten, der zu überladen war, sehr verschönern und dabey noch Vieles ersparen könnte. Lydia erzählte dieß sogleich ihrem Manne, und wußte

es dahin zu bringen, daß er mir die Aufsicht über den Garten übertrug. „Die Stunden, sagte er, die sie darauf verwendet, sind dann doch nicht ganz verloren, und kommen uns wieder zu gut.“ Ich nahm mich des Gartens an, verpflegte die fremden Gewächse, und sie erholten sich bald und gediehen herrlich. Auch die vorgeschlagene Veränderung im Garten wurde vorgenommen und fand bey allen Fremden und Handelsfreunden, die den Garten besuchten, den vollkommensten Beyfall. „Was gut ins Auge fällt, sagte der Kaufmann, und nicht viel kostet, ist immer das Beste. Die Sklavin Theopista mag den Garten ferner besorgen.“ Das Paar Stunden, die ich nun mit Lydia täglich im Garten zubringen durfte, waren meine einzige Erholung.“

„Der schlaue Kaufherr hatte bald entdeckt, daß ich eine Christin sey. Er ließ sich aber nichts davon merken. Nur sagte er zu Zeiten: „Die Christensklaven sind die treuesten, die willigsten, die fleißigsten von allen; allein für den Kaufmann sind sie doch eine gefährliche Waare. Denn wenn sie nun den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt werden, wer ersetzt ihm das Kapital, das er für sie auslegte?“ Lydia hoffte indeß immer, er werde sich noch zum Christenthume bekehren. „Ach, sagte sie öfter, dann wäre unsere Ehe erst vollkommen glücklich; dann würde unser Haus eine Wohnung des Himmels werden“

„Einst war Lydia gefährlich krank; alle im Hause, so wie sie selbst glaubten, sie werde sterben. Da ließ sie ihren Mann bitten, an ihr Sterbebett zu kommen. Dieß fiel ihm sehr schwer; denn er hat, wie alle blos irdischgesinnte Menschen, eine ganz entsetzliche Furcht vor dem Tode. Indeß kam er, und trat scheu und mit allen Zeichen des Schreckens an ihr Bett. Er war nicht wenig erstaunt, sie so heiter und fröhlich zu sehen. Er konnte gar nicht begreifen, daß sie den Tod für etwas Erfreuliches ansehen könne. Er bezeigte ihr seine Verwunderung. Sie aber sprach: „O liebster Mann! Meine Freudigkeit im Tode kommt daher, daß ich eine Christin bin. Ach, wie sehr wünschte ich, daß auch du ein Christ seyn möchtest! Was wir von Gütern dieser Welt haben, muß ich jetzt verlassen, und du mußt es einst, vielleicht bald, auch verlassen. Ich weiß es gewiß, daß in jener Welt bessere Schätze auf mich warten; möchtest du dir diese Ueberzeugung, zu der jeder Mensch durch Glauben an Christus, durch Sinnesänderung und wahre Busse gelangen kann, doch auch verschaffen! Ich bitte dich, thu es doch!"

„Und dann noch eine Bitte! sprach sie, indem sie auf ihre drey Kinder blickte, die weinend und schluchzend an ihrem Bette standen. Diese unsre Kinder habe ich bisher, während du in deinem Arbeitszimmer oder in deinen Waarengewölben

beschäftigt warest, im Glauben der Christen erzogen. Ich weiß es, dieser Glaube ist das kostbarste Kleinod, das ich ihnen hinterlassen kann. Ach, suche es ihnen nicht zu nehmen! Theopista, meine Freundin, ist eine Christin, wie ich. Sie war immer die zweyte Mutter meiner Kinder und wird es auch ferner seyn. Laß ihnen, da ich jetzt dahin scheide, diese ihre treue Erzieherin. O versprich mir dieses, und ich sterbe freudig.“ Ihre Heiterkeit, ihre Ruhe, ihre liebevolle Besorgniß für ihre Kinder machte großen Eindruck auf den Mann. Er versprach ihre letzte Bitte zu erfüllen, und schied weinend von ihr. Indeß wurde Lydia wieder gesund. Der Eindruck aber, den ihr Anblick und ihre Reden auf den Mann gemacht hatten, erlosch nie mehr ganz in seinem Herzen. Er schien nun dem Christenthume geneigter; er hörte öfter zu, wenn Lydia und ich davon redeten. Und als nun durch die Gnade des Kaisers die Verfolgungen der Christen in unsrer Stadt aufhörten, gestattete er sogar, daß Lydia den christlichen Gottesdienst besuchen, und daß ich sie begleiten durfte, was uns beyden große Freude machte.“

„Von dieser Zeit an, da die Verfolgung der Christen eingestellt wurde, ging in unsrer ganzen Stadt eine bedeutende Veränderung vor. Eine große Anzahl Männer und Frauen, worunter mehrere sehr ansehnliche waren, bekannten sich nun

öffentlich zum Christenthume; eine noch größere Zahl fing an, durch dieses Beyspiel erweckt, die Lehrer der Christen zu hören, und wurde auch gläubig. Ihre Bekehrung blieb auch nicht ohne Früchte, und brachte großen Segen über diese Stadt. Unter Anderm wurden nun die armen, geplagten Sklaven, sie mochten Christen seyn oder nicht, menschlicher behandelt. Ja mehrere Kaufleute und vermögliche Gutsbesitzer schenkten ihren christlichen Sklaven die Freyheit. Allein dazu war unser Kaufherr, so sehr ihn auch Lydia bat, wenigstens mich frey zu lassen, noch nicht zu bewegen. Er versprach es zwar öfter, verschob es aber immer von einer Zeit auf die andere. Durch all ihr Bitten konnte sie ihn nicht einmal dahin bringen, daß ich die Sklavenkleidung ablegen und mich ihr ähnlich kleiden dürfe. Er scheint zu fürchten, wenn ich nicht durch mein Kleid als Sklavin bezeichnet wäre, könnte ich leicht entfliehen, und ihm könnte so der Gewinn von meinen Arbeiten entgehen. Auch hat er sich noch nicht taufen lassen. Immer hat er zuvor noch ein wichtiges Handelsgeschäft zu beendigen, und ehe er dieses zu Ende gebracht hat, sieht er sich schon wieder in ein anderes, noch wichtigeres verwickelt. So schwer ist es, nach dem Ausspruche des Erlösers, für einen geldgierigen Reichen in das Himmelreich einzugehen. Obwohl mir übrigens die Kargheit des Mannes manche trübe Stunde mach-

te, so habe ich der Freundschaft der edlen Lydia doch unzählige frohe Stunden zu danken. Nur dem Anscheine nach war ich in ihrem Hause eine arme Sklavin, die das Loos der Dienstbarkeit beschwert; in der That aber lebte ich zufrieden im Herrn, und nicht ohne Segen für meine Mitmenschen!"

Als Theopista ihre Erzählung geendet hatte, erzählte nun auch Eustachius die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens und sprach hierauf: „Unsere Geschichte, liebste Gemahlin, und die Geschichte unsrer Söhne ist ganz ein Werk der göttlichen Vorsehung, ein Wunder seiner Erbarmungen!"

„Wie klar erkenne ich jetzt die Führungen Gottes in unserm Leben, die mir vorhin so dunkel waren! Dort in der Wildniß tröstete ich mich zum Beyspiele mit den Worten, daß derjenige, der auf Gott vertraut, den offenen Rachen des Löwen nicht zu fürchten habe — und dennoch wurden meine beyden Söhne sogleich darauf von einem Löwen und einem andern wilden Thiere geraubt! Das war mir unbegreiflich. Allein hat Gott nicht mich selbst vor dem Löwenrachen geschützt, und hat Er, was noch mehr ist, nicht meine Kinder aus dem Rachen der wilden Thiere wunderbar errettet? Und hatte Gott, indem Er mir sie rauben ließ, nicht dabey, so wie bey Allem, was uns begegnete, die weisesten und liebevoll-

sten Absichten? Ach wenn wir im ruhigen Besitze unsrer Reichthümer und in unsrer Verbindung mit der großen Welt geblieben wären, wenn in unserm Hause, wie das früherhin geschah, immer eine vornehme Gesellschaft die andere verdrängt hätte, wenn sogar unsre Erholungen, zum Beyspiele meine Jagden, wieder neue Erholungen nöthig gemacht hätten — wie bald hätten wir wieder in das alte Wesen zurück sinken, und von wahren Christen nichts, als den Namen übrig behalten können? Auch die Erziehung der Kinder ist in einem reichen Hause, indem die große Welt sozusagen zu Hause ist, vielen Gefahren ausgesetzt, und wir hätten unsre Söhne wohl nicht so gut, als wir wünschten, erziehen können! Allein Gott fügte es anders und besser. Er entzog uns unsre Güter, unsre vornehmen Freunde, die Gunst des Kaisers, trennte uns von einander und von unsern Kindern, und überhäufte uns mit Leiden. Ich lenkte nun als ein fleißiger Bauersmann den Pflug, und lernte aus Erfahrung, wie hart die Landleute ihr Stückchen Brod erwerben müssen. Einsamkeit und Entfernung vom Geräusche der Welt lehrten mich Gott und mich selbst erst recht erkennen; die göttliche Lehre Jesu wurzelte in meinem Innersten immer tiefer. Du, liebste Gemahlin, die einst von der Welt so sehr bewundert wurde, mußtest als Sklavin dich demüthigen; solche Demüthigungen aber sind ein

Reinigungsfeuer, das uns von den Flecken der geheimsten Eitelkeit läutert. Auch unsre zwey Söhne wurden in eine Schule geführt, wo Bethen und Arbeiten ihr beständiges, und in der That sehr lobenswerthes Geschäft war, und wo sie vor den Gefahren der großen Welt bewahrt blieben."

„Unsere Leiden gereichten aber nicht nur uns, sondern auch Andern zum Heile. Mir gelang es unter Gottes Beystande die Landleute in jenem Felsenthale zu einem guten, Gott gefälligen Volke zu bilden. Du, Theopista, wurdest dem Hause, in dem du lebtest, zum Segen. Auch unsre Söhne konnten, indem sie freywillig Soldat wurden, ihren Wohlthätern sich dankbar erzeigen; sie konnten, gesund und kraftvoll durch ihre ländliche Erziehung, in den Zeiten der Gefahr zur Rettung ihres Vaterlandes beytragen. Und alle unsere Leiden, die uns und Andern zum Segen gereichen, wurden uns überdieß noch durch die Seligkeit unsers Wiederfindens vergütet, wiewohl wir den größern Lohn noch in dem Himmel zu erwarten haben."

„Jenes hellglänzende Kreuz, das ich einst im Walde erblickte, gewinnt so für uns eine neue schöne Bedeutung. Es ward mir zwar dadurch zuerst angedeutet, wie das Kreuz, das vorhin ein Zeichen der Schmach und des Fluches war, durch das Leiden und den Tod des Erlösers das Zeichen seiner Verherrlichung und unsers Heiles wurde.

Allein jenes hellglänzende Kreuz deutete wohl auch darauf, daß auch unsere Leiden, die wir nach dem Worte des Erlösers als ein Kreuz auf uns nehmen sollen, zu unserer Verherrlichung und zu unserm Heile dienen müssen. Jedes Kreuz, das uns drückt, so schmachvoll und schmerzlich es uns auch dünken mag, wird uns dereinst zur Ehre gereichen, und uns in einem so herrlichen Lichte erscheinen, wie mir jenes Kreuz im Walde, das von Strahlen des Himmels umgeben war."

Seine Gemahlin und seine Söhne gaben ihm Recht, freuten sich der überstandenen Leiden, und lobten Gott, der durch Nacht zum Licht, durch Leiden zur Freude, und durch Kreuz zum Heile führt.

Indeß war es Nacht geworden. Der Mond glänzte am Himmel, und erleuchtete die nächtliche Gegend. Alles war still; nur der nahe Bach, auf dem das Mondlicht mit zitternden Funken spielte, rauschte leise. Der Duft der Blumen stieg aus den umliegenden Gärten wie Weihrauch empor. Die Gefühle des Dankes und der Anbethung aber, wovon diese vier edlen Herzen durchdrungen waren, erhoben sich noch lieblicher zum Himmel.

Jetzt stand Eustachius auf. „Es ist spät geworden, sprach er; mein Amt ruft mich, noch die Meldungen vom Heere zu vernehmen, und Befehle auf Morgen zu ertheilen. Ihr, meine

geliebten Söhne, begleitet nun eure Mutter zurück in ihre Wohnung; denn man möchte über ihre Abwesenheit unruhig werden. Morgen frühe werde ich dich, liebste Gemahlin, in deiner Wohnung besuchen, dich von dem Kaufmanne aus der Sklaverey loskaufen und deiner gütigen Freundin Lydia meinen Dank bezeigen."

Achtzehntes Kapitel.

Christliche Tischgespräche.

Am andern Morgen, da der Feldherr Eustachius aus seinem Schlafzimmer trat, standen seine zwey Söhne schon in dem Vorzimmer, und begrüßten ihn mit hoher Freude und kindlicher Ehrfurcht. Er ging mit ihnen, seine Gemahlin Theopista zu besuchen. Als er in das Haus trat, sagte man ihm, Theopista und Lydia könnten jetzt noch nicht sogleich einen Besuch annehmen; der Kaufmann aber sey schon mit Anbruch des Tages in das Lager gegangen, um von den Soldaten erbeutete Kostbarkeiten einzuhandeln. Eustachius begab sich daher mit seinen Söhnen einstweilen in den Garten, der vom Thaue tröpfelnd in der Morgensonne herrlich glänzte und schimmerte. Sie gingen unter vertraulichen Gesprächen in dem Garten auf und ab; über eine kleine Weile kamen zwey Frauen in den Garten. Die Eine, von hoher, edler Gestalt, war in

blendend weißen Byssus gekleidet, der in feinen Falten bis zur Erde herab floß. Ein purpurrother Frauenmantel mit goldgesticktem Saume umgab ihre Schultern. Sie schlug den zarten Schleyer von Flor, der ihr blühendes Angesicht verhüllte, zurück; in ihren goldenen Locken glänzten edle Perlen mit sanftem Silberschimmer. Es war Theopista. Eustachius erstaunte über den Glanz ihrer Schönheit. Gestern Abends, als er sie das erste Mal wieder sah, war sie blaß gewesen, wie eine Leiche. Ihre Schönheit war verdunkelt, und ihr Angesicht fast entstellt. Allein dieß kam nicht von der Macht der Zeit her, die ihr wenig geschadet hatte; sondern von den anstrengenden Arbeiten, die ihr am gestrigen Tage wegen der festlichen Bewirthung so vieler Gäste aufgetragen wurden, von den vielen Thränen, die sie während dem Einzuge des Feldherrn vergossen hatte, von der Ohnmacht, in die sie bey dem Wiederfinden ihrer zwey Söhne gefallen war, und von dem neuen Freudenschrecken, der sie bey dem unerwarteten Anblicke ihres Gemahls einer zweyten Ohnmacht nahe gebracht hatte. Jetzt am Morgen hatte sie sich von der Unruhe und den angreifenden Empfindungen des gestrigen Tages erholt. Ihre Augen glänzten von himmlischem Entzücken; das sanfte Roth ihrer Wangen war von der Freude erhöht. Wie ihr Gemahl bey dem ersten Wiedersehen gestern Abends ihr so blühend, wie einst als

Bräutigam, erschienen war, so erschien auch sie jetzt ihm wie verjüngt, und ihr Anblick erinnerte ihn an jenen Tag, da sie im Brautkranze vor ihm stand.

Die andere Frau, die nur sehr einfach gekleidet war, als wäre sie Theopistens Dienerin, war Lydia. Lydia hatte es für geziemend gehalten, ihre Freundin Standes gemäß zu kleiden. Es war eben eine vollständige Kleidung fertig geworden, die eine Fürstin bestellt hatte. Theopista hätte wohl nicht daran gedacht, als sie, vom Kaufherrn oft ziemlich rauh zur Eile getrieben, mit unermüdetem Fleiße an dem Purpurmantel stickte, und manche Thräne auf den goldenen Faden fiel, daß sie diese Kleidung für sich verfertige. Lydia schenkte sie ihr, ja nöthigte sie ihr, als der Gemahlin eines Römischen Feldherrn ganz geziemend, gleichsam auf. Die Kleidung paßte ihr genau. Der Kaufmann aber, den sein Gewissen sehr beunruhigte, daß er die Gemahlin des mächtigen Feldherrn so strenge zur Arbeit angehalten, hatte ihr nicht nur die Freyheit geschenkt, sondern noch obendrein den Perlenschmuck.

Nachdem Eustachius und seine zwey Söhne Theopisten begrüßt, und der gütigen Lydia den innigsten Dank bezeigt hatten, wandelten alle zusammen in dem Garten umher, redeten von den wunderbaren Fügungen Gottes und priesen mit anbethenden Herzen Gottes heilige Vorsehung.

Lydia lud hierauf den Feldherrn und die zwey Hauptmänner ein, mit Theopisten und ihr, in dem Garten ein kleines Frühstück zu nehmen. Sie setzten sich an einen Marmortisch, auf dem verschiedene Speisen, Körbchen voll frischgepflückter Früchte, und schön geformte Gefäße mit Wein und Milch zierlich geordnet waren. Ein Rebengeländer voll großer purpurner Trauben beschattete den Tisch; duftende Blumenbeete mit Lilien und Rosensträuchen, und Bäume voll goldener Früchte umgaben ihn.

Eustachius lobte während des Speisens den Garten. „Der schöne Garten, sprach er, indem er Theopisten anblickte, macht nicht nur der fleißigen Gärtnerin Ehre; er ist noch vielmehr ein Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Diese Früchte dort, bestimmt, uns mit ihren kühlenden Säften zu laben, wie sind sie auch für das Auge so schön geformt und gefärbt! Diese duftenden Blumen hier bieten uns ihre erquickenden Wohlgerüche in zarten, schön gebildeten Kelchen dar. Welche wunderbare Kraft hat der Schöpfer in das rauh aussehende Holz und in die unansehnlichen Wurzeln gelegt, so liebliche Gebilde und Düfte hervorzutreiben! Ein Garten ist in der That ein heller Spiegel der Weisheit und Güte Gottes.“

„O ganz gewiß, sprach Theopista; der Garten hier, den ich zu besorgen hatte, war mir auch immer ein Buch, das der Schöpfer vor meinen

Blicken aufgeschlagen, und Jesus Christus erklärt hat. Wenn ich die Lilien betrachtete, war es mir immer, als zeige unser göttlicher Lehrer mit dem Finger darauf, mich ermahnend, dem Vater im Himmel zu vertrauen, der sie so schön kleidete, und also noch vielmehr für die Menschen, seine Kinder, freundlich und liebreich besorgt ist. Der Baum dort voll guter Früchte lehrte mich, daß ich meine Stelle auf Erden nicht vergebens einnehmen, sondern reich seyn soll an guten Werken. Der Weinstock hier, der in alle Reben, die an ihm festgewachsen sind, Kraft und Leben ausströmt, daß sie viele und köstliche Trauben hervorbringen, war mir ein liebliches Bild, daß ich nur dann, wenn ich mit Christus innigst vereinigt bleibe, reiche Früchte hervorbringen könne. Die geringsten Kräuter, Krausemünze, Dill und Kümmel, wovon einst viele Israeliten den Zehnten gaben, erinnern mich an die Ermahnung Jesu, daß wir allerdings auch im Kleinsten treu seyn, aber darüber das Allergrößte des Gesetzes, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben nicht verabsäumen sollen. Auch jene Pflanzen, die ich wider meinen Willen aufwachsen sah, und als Unkraut mit der Wurzel ausriß, brachten mir jene große Lehre Jesu in den Sinn: „Jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden.“ Ich lernte daran: Was wir ohne Gott und seinen Beystand

unternehmen, kann nicht bestehen. Sogar das Kleinste aller Gesäme, das Senfkörnlein, das ich in die Erde legte, und das nach und nach zu einem baumartigen Strauche erwuchs, war mir lehrreich und eine Ermunterung zum Guten. Es zeigte mir, wie das Reich Gottes, die Herrschaft des Wahren und Guten, im Menschen zwar vom Kleinen anfangen, aber täglich wachsen und zunehmen müsse, bis es seine Vollendung erreicht.“

Theopistus sprach jetzt: „Liebste Mutter, wie dir dein Garten durch die unübertrefflich schönen Gleichnisse Jesu so wichtig und lehrreich wurde, so ward es mir mein Hirtenleben, als ich noch auf jenen einsamen Bergfluren die Schafe hütete. Dort war nichts zu sehen, als ein Hirt, eine Schafheerde und etwa ein Wolf. Es kamen da keine andere Begebenheiten vor, als daß sich etwa ein Schaf verirrte, oder in eine Grube fiel, oder daß wir, wenn die Zeit dazu gekommen war, die Schafböcke zum Schlachten aussonderten. Allein eben davon nahm Christus so schöne Gleichnisse her, daß mein unbedeutender Beruf dadurch für mich eine höhere Bedeutung erhielt.“

„Was nur immer von der aufopfernden Liebe und zärtlichen Sorgfalt Jesu für uns Menschen, und von unsrer folgsamen Liebe und unserm Vertrauen zu Ihm Lehrreiches gesagt werden kann, wird uns in dem treffenden Gleichnisse von dem

guten Hirten, seinen Schafen — und dem Wolfe vor Augen gestellt. Mein täglicher Beruf lehrte mich täglich: Ein guter Hirt kennt alle seine Schafe, rufet ihnen mit Namen, gehet vor ihnen her, leitet sie mit sanftem Hirtenstabe auf grüne Weide und an klare Bäche; so leitet uns jener himmlische gute Hirt, und sorgt für uns, damit uns nichts Nöthiges abgehe. Täglich sah und lernte ich: Wie die Schafe ihren Hirten kennen, seiner Stimme gehorchen, und ihm folgen, allein die Stimme eines Fremden nicht kennen, und ihm nicht folgen, sondern vor ihm fliehen — so sollen auch wir den guten Hirten unsrer Seele erkennen, Ihn hören, Ihm folgen; fremden verführerischen Stimmen aber kein Gehör geben."

„Wenn ich den Wolf kommen sah, der die Schafe anfallen und erwürgen wollte, wenn ich dann selbst das Leben daran wagte, die Schafe zu vertheidigen — wie wurden mir da jene schönen Worte Jesu so klar und lebhaft: „Ich bin ein guter Hirt; ich lasse mein Leben für meine Schafe; niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen." Ach, sagte ich dann oft, wer sollte Ihn nicht lieben, und Ihm nicht vertrauen? Ohne Ihn wären die Menschen eine Heerde ohne Hirten."

„Das Gleichniß Jesu von dem verlornen Schafe ist so recht aus dem Hirtenleben herausgenommen. Oft geschah es, daß sich ein Schaf

von meiner zahlreichen Heerde verirrte, und daß ich dann hinging über Berg und Thal, und nicht aufhörte es zu suchen, bis ich es gefunden hatte. Und welche Freude hatte ich, wenn ich es endlich erblickte! Wie trug ich es auf meinen Schultern zurück! Wie rief ich meinen Nachbarn zu: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! — gerade so, wie Jesus dieses alles beschreibt. Da gingen mir dann die Worte Jesu recht zu Herzen: „So wird auch Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut.“ Welche Liebe, welche Erbarmung! dachte ich. Nicht nur angenommen wird der bußfertige Sünder; der ganze Himmel freut sich noch über ihn. Ich ward so gerührt, daß ich jedem Sünder hätte laut zurufen mögen: O möchtest du denn nicht das wiedergefundene Schaf auf den Schultern des guten Hirten seyn!“

„Wenn ein Schaf in eine Grube fiel, und ich dann voll Mitleids es herauszog, kamen mir jene Worte Jesu zu Sinn: „Wer ist unter euch, der ein einziges Schaf hat, und der es, wenn es in eine Grube fällt, nicht sogar am Sabbathe ergreife und herausziehe? Und um wie viel besser, als ein Schaf ist ein Mensch!“ Ich nahm mir dann immer vor, mit einem Menschen, den ich in Noth sehen würde, noch vielmehr Erbarmen, als mit einem Schafe zu haben, und ihm zu helfen; zugleich regte sich ein

grosses Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und die Liebe Jesu zu uns Menschen in meinem Herzen, und ich faßte den Vorsatz in keiner Noth zu verzagen. Denn wie sollten Gott und sein lieber Sohn gegen uns nicht barmherziger seyn, als ich gegen ein Schaf!"

„Einen schauerlichen Eindruck machte es immer auf mich, wenn der Tag kam, wo ich Schafböcke und Schafe auseinander scheiden mußte; die Böcke dann fortgetrieben wurden zur Schlachtbank, die Schafe aber dablieben, und ruhig fortweiden durften auf der schönen grünen Weide. Ich dachte dann jenes schrecklichen Tages, da der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen, und die Bösen und Guten, wie ein Hirt die Schafe und Böcke, von einander scheiden wird — und die Bösen dann eingehen werden in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben."

Theopistus schloß mit den Worten: „Ich redete vielleicht zu viel von bekannten Dingen. Allein sie gehören zur Geschichte meines Hirtenlebens; sie sind das Wichtigste, was ich davon erzählen kann. So hat Jesus auch den einfältigen Hirten in der öden Wildniß ein Buch voll schöner Gleichnisse und Bilder aufgeschlagen, die uns sehr lieblich an das erinnern, was uns zum Heile ist."

„Mein Buch, sprach Agapius, war der Acker, den ich im Schweiß meines Angesichts baute, da ich noch ein Bauer war. Es sey mir erlaubt,

auch Einiges von dem, was mir meinen Bauernstand so werth machte, vorzubringen.“

„Wenn ich den Acker zum Ansäen herrichtete, Dornen ausreutete, Steine und Felsenstücke hinausschaffte, den Acker gegen die Fußtritte der Menschen und Thiere verzäunte und die Vögel verscheuchte, so dachte ich, wie ich mein Herz vorbereiten und bewahren müsse, damit die Samenkörner des göttlichen Wortes darin ein gutes Erdreich finden möchten. Es ward mir bey diesen Arbeiten sehr klar und anschaulich: Wer allen Zerstreuungen einen offnen Weg in sein Herz gestattet; wessen Gemüth einem leicht mit Erden bedeckten Felsen gleicht und keinen tiefen Grund hat; wer die Dornen der Geldsorgen und Wollüste in seinem Herzen aufkommen läßt, bey dem kann jenes göttliche Saamenkorn keine Frucht bringen. Wenn ich auf meinem Acker in der Folge den schönen herrlichen Weizen mit Lust betrachtete, aber dazwischen mit Schmerz das verderbliche Unkraut erblickte, das ich ohne dem Weizen zu schaden nicht ausrotten konnte, so wurde es mir klar, warum Gott die Bösen so langmüthig dulde, und daß ihnen die Strafe dennoch nicht ausbleiben werde. Wenn nun endlich die Aerntezeit kam, und wir Schnitter jauchzend die vollen Garben sammelten, aber Dorn und Unkraut verbrannten; so gedachte ich jenes großen Aerntetages, an dem die Engel Gottes als Schnit-

ter kommen, und alle, die Unrecht thun und Aergerniß anrichten, in den Feuerofen werfen, die Gerechten aber dann in dem Reiche ihres Vaters leuchten werden wie die Sonne."

„Auch die Geräthschaften, deren sich der Landmann bedient, waren mir lehrreich. Wenn ich die Hand an den Pflug legte, wohlwissend, daß es jetzt nicht müßiges Umherschauen, sondern Arbeiten gelte, um etwas auszurichten, so dachte ich, daß auch in göttlichen Dingen Saumseligkeit nichts tauge, und nur ein frischer, fröhlicher Muth uns im Guten weiter bringe. Wenn ich in dem Siebe das Getreide aussiebte oder sichtete, und wohl rüttelte, um alles Schlechte von den guten, reinen Körnern abzusondern, so fiel mir allemal der Wink Jesu ein, daß auch die Versuchung für uns Menschen eine Art von Sichtung sey, und daß wir wohl Ursache haben, zu bethen, damit unser Glaube nicht aufhöre, und wir in der Prüfung bestehen mögen. Wenn ich das Getreidemaaß zur Hand nahm, um Getreide auszumessen, so dachte ich jenes Wortes: „Mit welchem Maaße ihr ausmesset, wird euch wieder eingemessen werden." Kam ich in die Mühle, wo oft viel ärgerliches Geschwätz von heidnischgesinnten Menschen geführt wird, so erinnerte mich der Mühlstein an die Worte Jesu: „Wehe dem Menschen, der Aergerniß giebt; es wäre ihm besser, daß man ihm einen Mühlstein an

den Hals hänge, und ihn in das Meer versänke, wo es am tiefsten ist."

„Das lieblichste und erfreulichste Gleichniß war mir aber das vom Weizenkörnlein, das begraben wird, und wieder vom Tode aufersteht. Es erinnert den Ackersmann, der immer goldenen Saamen in die Furchen ausstreut, aber einst selbst von einer tiefern Furche, dem Grabe, verschlungen wird, gar so tröstlich daran, daß aus dem Tode neues Leben aufblühe!"

„So hat Christus es dem Landmanne sehr leicht gemacht, sich bey seinen irdischen Arbeiten an himmlische Dinge zu erinnern, und ein Ackersmann edlerer Art zu werden. Es liegt in der Lehre und Lehrart Jesu etwas so Hohes und Einfaches, Klares und Rührendes, das allein schon hinreichend ist, ihre Göttlichkeit zu bewähren."

Neunzehntes Kapitel.

Die christliche Hausfrau.

Lydia, die treffliche Hausfrau, die bisher immer geschwiegen hatte, nahm jetzt bescheiden das Wort. „Es ist wahr, sprach sie, es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, wie Christus seine hohen Lehren so gar einfach und lieblich in Gleichnissen von den gemeinsten Dingen des alltäglichen Lebens vortrug, daß auch jede Magd sie

verstehen kann. Mir fiel dieses bey den häuslichen Geschäften, die ich vornahm oder unter meiner Aufsicht von den Mägden vornehmen ließ, oft recht auf. Das Anzünden eines Lichtes, das Spülen der Geschirre, das Flicken eines Kleides, war Ihm nicht zu schlecht, Gleichnisse davon herzunehmen, um sich auch den Kleinen und Unmündigen verständlich zu machen."

„Mein seliger Vater hatte, bevor ihm das Evangelium verkündet ward, schon immer ein großes Verlangen, über jene Wahrheiten Aufschluß zu erhalten, die jedem vernünftigen Menschen die wichtigsten seyn müssen. Er machte daher mit einem gelehrten Manne, den man einen Weisen nannte, Bekanntschaft. Der gelehrte Mann, dem sein ernstes Gesicht und sein großer Bart ein sehr ehrwürdiges Ansehen gaben, speisete öfter bey uns, und redete sehr viel von dem Urheber der Welt, von Tugend und Unsterblichkeit; er sprach aber in so hohen, prächtig klingenden Ausdrücken, daß ich das Wenigste davon verstand, und kein Wort mehr davon weiß. Allein wie sind die einfachen Gleichnisse von irdischen Dingen, in die Jesus den Schatz seiner himmlischen Weisheit niederlegte, so leicht zu verstehen, und so leicht zu behalten! Sie sind mir durchaus klar, und ich werde in meiner Haushaltung des Tages hundertmal daran erinnert!"

„Wenn ich ein Licht anzünde und es natür-

lich nicht unter ein Kornmaaß setze, sondern es auf den Leuchter stelle, fällt mir ein, daß wir unser Licht vor den Menschen sollen leuchten lassen, damit sie unsre guten Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen. Wenn die Mägde die Geschirre, die Schüsseln und Becher, glänzend rein spülen und fegen, so erinnere ich mich, daß auch Alles, was in Schüsseln und Bechern aufgesetzt wird, rechtmäßig erworben seyn müsse, damit Alles rein sey. Finde ich es nöthig, ein altes Kleid ausbessern zu lassen, so schneide ich dazu kein Stück vom guten, neuen Tuche ab. Das hieße das neue Tuch verschwenden; es schickte sich auch nicht zum alten Kleide, und der Riß würde wohl nur noch größer. Und da fällt mir dann allemal das Gleichniß Jesu ein, in dem Er uns zu verstehen gibt, unsre Tugend soll kein so elendes Flickwerk, sondern lieber ein ganz neues Kleid seyn, das aus Einem Stücke gemacht ist. Sogar das Einfädeln der Nadel lehrt mich: So wenig ein Kameel durch das kleine Nadelöhr geht, so wenig kann ein Geiziger in das Himmelreich eingehen."

„Und da muß ich, wie im Vorbeygehen, noch bemerken: Wann so ein hoch und schwer bepacktes Kameel vor unserm Hause ankam, fand ich dieses Gleichniß immer besonders treffend. Ach, das arme Thier! sprach ich oft; all der Reichthum, den es trägt, drückt es nur, und

nützt ihm nichts. Diesem Lastthiere gleicht der habsüchtige Reiche, der mit vieler Sorge und Beschwerde Schätze auf Schätze häuft, und keinen Gebrauch davon macht. Wie das beladene Kameel vor unsrer Pforte abgepackt werden muß, ehe man es herein führen kann, so muß auch ein solcher Reicher sich seiner Geldsorgen und seiner Anhänglichkeit an Erdenschätze entladen, wenn er durch jene enge Pforte eingehen will, die zum Leben und zur ewigen Seligkeit führt."

„Komme ich auf den Hühnerhof, das Geflügel zu füttern, so ist mir die Henne, die ihre Jungen unter ihren Flügeln versammelt, ein Sinnbild der Liebe Jesu zu uns Menschen, der uns alle um sich versammeln und unter seinen Schutz nehmen will; die Taube ist mir ein Bild der Unschuld und Einfalt; selbst der Spatz, der sich, einige Körner aufzupicken, ungerufen vom Dache einfindet, und dessen der himmlische Vater nicht vergißt, verkündet mir, daß dieser Vater noch vielmehr für mich besorgt sey."

„Eben so finde ich in der Küche genug zu denken. Das Feuer, das auf dem Heerde lodert, das Wasser, das in der Küche nie fehlen darf, das Salz, das bey dem Kochen unentbehrlich ist, sind lauter Gegenstände, von denen Jesus mehrere so inhaltreiche, als bekannte Gleichnisse hergenommen hat; sie alle anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Doch muß ich noch einiger

erwähnen, die mir ganz vorzüglich einleuchten. Wenn meine Mägde den Sauerteig unter das Mehl bringen, um ganz durchsäuertes, schmackhaftes Brod zu backen, so wird mir da besonders klar, wie die Religion Jesu unser ganzes Thun und Lassen durchdringen müsse, um es schmackhaft und genießbar zu machen. Wenn in der Küche manchmal, um Gäste zu bewirthen, gar so große Zurüstungen gemacht wurden, und so viele Hände in Bewegung waren, Speisen zu bereiten, so war es mir immer, als sagte mir Jesus: „Gebt euch doch nicht so viele Mühe um die vergängliche Speise; bemüht euch vielmehr um jene bleibende Speise für das ewige Leben, die euch der Menschensohn giebt.“ Wenn ich in der Küche auch nur ein Ey aufschlage, so fällt mir das Wort Jesu ein: „Ein Vater giebt seinem Kinde, das ihn um ein Ey bittet, keinen Skorpion; wie vielmehr wird der Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten, gute Gaben, ja die beste aller Gaben, seinen Geist geben.“

„Zu meiner großen Freude nahm Jesus auch einige sehr schöne Gleichnisse von den Geschäften her, die wir Kaufleute zu führen haben. Der Kaufmann, der mit Perlen handelt und eine ganz einzige unschätzbare Perle findet, giebt eine Menge geringerer Waaren wohlfeilen Preises hin, um die Summe aufzubringen, jene Perle zu erkaufen. So sollen auch wir bereit seyn, alle

irdische Güter willig hinzugeben, um jener himmlischen Perle, der ächten Tugend und der ewigen Seligkeit, theilhaft zu werden. Die Berechnung von Gewinn und Verlust, die dem Kaufmanne oft vieles Kopfbrechen macht, mahnt mich an jene höhere Rechenkunst, die Jesus in die wenigen Worte zusammen faßt: „Was hälfe es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte!“ Das Ellenmaaß erinnert mich, daß wir mit allen unsern Sorgen der Länge unsers Leibes — oder auch unsers Lebens — keine Elle beysetzen können, und also sehr wohl thun würden, unsre Sorgen auf höhere Dinge zu richten, wo sie besser angewendet und nicht ohne Nutzen seyn werden. Der Gebrauch, den Käufern irgend eine Kleinigkeit mit in den Kauf zu geben, die Dareingabe genannt, ließ mich die Worte Jesu nicht vergessen: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit; alles Uebrige wird euch dann (gleichsam noch als Zugabe) obendrein gegeben werden.“

„Selbst hier am Tische bringt mir die Mücke, die da in die Schale mit Milch fiel, und die ich heraus zu nehmen eilte, die Lehre Jesu ins Gedächtniß: Weh denen, die da Mücken durchseihen, aber Kameele verschlucken — zwar geringe Fehler meiden, aber sich grosser Laster, des Mangels an Glauben und Liebe, schuldig machen.

Das Bröcklein Brod hier erinnert mich an das Wort Jesu, womit Er weise Sparsamkeit empfiehlt: „Sammelt die Bröcklein, damit sie nicht verloren gehen.“ Sogar die Brosämlein auf dem Tische predigen mir die große Lehre von einer allvergeltenden Gerechtigkeit — sie erinnern an den unbarmherzigen Reichen, der dem schmachtenden Armen nicht einmal ein Brosämlein zukommen ließ, und deßhalb in der andern Welt vergebens um ein Wassertröpflein flehte.“

Eustachius hatte ihr mit Beyfall zugehört. „Ja, es ist wahr, sagte er, die Lehre Jesu ist in jeder Hinsicht unübertrefflich, im Großen wie im Kleinen; seine Gleichnisse sind so göttlich erhaben, als menschlich schön. Er macht die ganze Natur zu uns sprechen; den kleinsten Dingen öffnet Er gleichsam die Lippen, daß sie uns heilsame Lehren verkünden. Ein Kind kann, so viel für sein zartes Alter nöthig ist, davon verstehen und ein Mann findet sein ganzes Leben lang genug, darüber zu denken. Möchten wir die Natur mit dem Blicke Jesu anschauen lernen; möchten wir, seinen Fingerzeigen zufolge, ihre Lehren vernehmen, und an uns Früchte bringen lassen fürs ewige Leben!“

Jetzt, da Eustachius schwieg, näherten die zwey tapfern Krieger Akazius und Antiochus, die schon einige Zeit unbemerkt in einer kleinen Entfernung standen, sich der Gesellschaft. Sie

hatten erst diesen Morgen mit unbeschreiblicher Freude vernommen, daß die Gemahlin und die Söhne ihres Feldherrn, die als todt betrauert wurden, noch am Leben seyen, und wieder gefunden worden; die treuen Diener waren deßhalb gekommen, ihnen diese Freude zu bezeigen. Allein die ehrlichen, gutherzigen Männer konnten vor Freude kaum reden, und die hellen Thränen tröpfelten über ihre rauhen Bärte. Theopista bot ihnen freundlich die Hand, und Agapius und Theopistus umarmten sie. Akazius sprach: „So schmerzlich ich über den vermeynten Tod unsrer edlen Frau und ihrer geliebten Söhne weinen mußte; so süße Thränen weine ich jetzt, da ich alle drey wieder lebend vor mir stehen sehe.“ Antiochus sagte: „Mir ist es nicht anders, als wären sie wirklich vom Tode auferstanden. Ja, ich denke, die Seligkeit, die an diesem glücklichen Morgen und in diesem freundlichen Garten mein Herz erfüllt, reiche beynah an die Seligkeit, die Magdalena am Auferstehungsmorgen in jenem Garten empfinden mußte, als der Auferstandene lebend vor ihr stand. Wahrhaftig, die Freude an dem allgemeinen Auferstehungstage wird unaussprechlich groß seyn!“

Eustachius sprach hierauf: „Es ist jetzt Zeit, daß ich mich in dem Lager zeige. Ihr, meine Söhne, begleitet mich. Du, meine Gemahlin, bleibe bey deiner geliebten Freundin, bis wir wie-

der kommen.“ Als er sich, in Mitte seiner zwey Söhne und von den beyden alten Kriegern begleitet, dem Kriegslager näherte, kam alles darin in Bewegung. Es entstand ein freudiges Getümmel und eine anscheinende große Verwirrung; allein in einigen Augenblicken stand das ganze Heer in großer Ordnung da. Die Soldaten begrüßten ihren Feldherrn und seine zwey Söhne mit lautem Freudenruf, der den Jubel der Trompeten überstimmte. Alle wünschten dem trefflichen Vater und den edlen Söhnen Glück, und mancher ehrliche Krieger sprach: „Wenn unser Feldherr seine Söhne, die er vor allen jungen Kriegern auszeichnete, schon früher gekannt hätte, so könnte man denken, die väterliche Zärtlichkeit hätte doch immer einigen Antheil an ihrer Erhebung gehabt. Allein jetzt müßen Offiziere und Soldaten einstimmig bekennen, daß er die Person nicht ansah, sondern blos der Tapferkeit und dem Edelmuthe der jungen Helden Gerechtigkeit wiederfahren ließ. O welche Freude für den Vater, in den unbekannten Jünglingen, die er für die vortrefflichsten erklärte, nun seine Söhne zu erkennen!“

Eustachius gab seinem Heere auf den Abend ein Freudenfest; am folgenden Morgen aber brach er mit dem Heere auf. Er ritt an der Spitze seiner Legion; seine Gemahlin aber, in einem

prächtigen Reisewagen sitzend, und von ihren zwey Söhnen zu Pferde begleitet, folgte dem Zuge.

Zwanzigstes Kapitel.

„Sey treu bis in den Tod, so werde ich dir die Krone des Lebens geben.“

Eustachius war nunmehr wieder so glücklich, als es sich ein Mensch auf Erden nur immer wünschen kann. Er hatte mächtige Feinde besiegt, und wurde überall als Sieger mit frohem Jubel begrüßt; er hatte seine geliebte Gemahlin wieder gefunden, und in den edelsten Jünglingen unter dem Heere, mit unaussprechlicher Vaterfreude, unerwartet seine verlornen zwey Söhne erkannt; er war auf dem Wege nach Rom, wo das erfreute Römervolk schon Anstalten traf, ihn im Triumphe aufzunehmen.

Wenn diese Geschichte nur erfunden wäre, den Leser zu vergnügen, so müßte sie mit diesem triumphierenden Einzuge nothwendig schließen; allein um der Wahrheit getreu zu bleiben, darf eine Begebenheit nicht verschwiegen werden, über die zwar jedes fühlende Herz die tiefste Betrübniß empfinden muß, die aber in den Augen des wahren Christen groß und herrlich ist, und bey allen traurigen Empfindungen, die sie erregt, zugleich hohen Trost gewährt. Anstatt des Lorbeerkranzes,

womit der Kaiser den edlen Krieger krönen wollte, wartete seiner noch eine herrlichere Siegeskrone.

Ehe Eustachius in Rom ankam, starb Kaiser Trajan. Adrian, ein naher Anverwandter und angenommener Sohn des verstorbenen Kaisers, gelangte zur Regierung. Dieser neue Kaiser war ein sehr heftiger Anhänger der heidnischen Vielgötterey, und die Lehre der Christen, es sey nur Ein Gott, war ihm höchst verhaßt. Ueberdieß war er noch sonst sehr abergläubisch, der Sterndeuterey und Wahrsagerey ergeben, und von finsterer, grausamer Gemüthsart. Eine besondere Angelegenheit machte er sich daraus, den Ruhm seines Vorfahrers und Wohlthäters Trajan zu verdunkeln, und wo es nur immer anging, eine ganz entgegen gesetzte Regierungsart einzuführen. Er ließ daher auch die Christen aufs neue mit großer Wuth verfolgen.

Kaiser Trajan hatte die Christen früherhin zwar auch grausam verfolgen lassen. Unzählige wurden auf eine schauerliche, schmerzvolle Art hingerichtet. Unter Andern wurde Ignazius, Bischof zu Antiochia, ein Jünger des heiligen Apostels Johannes, auf Trajans Befehl nach Rom gebracht, und dort den wilden Thieren vorgeworfen, die ihn auch sogleich auffraßen, und nur mehr einige Gebeine von ihm übrig ließen.

Allein späterhin hat Kaiser Trajan, wie es scheint, eine bessere Meynung von den Christen

gefaßt. Die günstigen Berichte der Statthalter und Landpfleger mögen vieles dazu beygetragen haben. Es ist noch ein Brief des berühmten Plinius, Statthalters in Bythinien, auf unsere Zeiten gekommen, in dem ein sehr rühmliches Zeugniß für die Christen enthalten ist. Plinius sagt darin, daß er sowohl von denen, die aus Furcht der Todesstrafe den christlichen Glauben verließen, als von denen, die auf der Folter ihrem Glauben getreu blieben, nichts habe heraus bringen können, als daß sie an einem bestimmten Tage der Woche sich vor Sonnenaufgang versammelten, ihrem Christus, den sie als einen Gott verehren, einen Lobgesang anstimmten, und dann feyerlich angelobten, nichts Böses zu thun, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, ihr gegebenes Wort heilig zu halten, und anvertrautes Gut, sobald es verlangt würde, getreulich wieder zurückzustellen; darauf seyen sie aus einander gegangen, hätten sich aber an diesem Tage noch einmal zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit, jedoch in aller Ehrbarkeit und Unschuld versammelt; aber auch dieses hätten sie unterlassen, sobald auf Befehl des Kaisers alle Versammlungen dieser Art verboten worden.

Kaiser Trajan milderte, wie wir auch aus seiner Antwort an Plinius ersehen, die Verfolgung der Christen. Er hob zwar, vielleicht blos aus Staatsklugheit, die Todesstrafe nicht gänz-

lich auf; allein er verbot von nun an die Christen aufzusuchen, oder auszuforschen, wer ein Christ sey, oder sogleich auf jede Anklage zu achten. Wenn es ihm auch bekannt war, dieser oder jener sey ein Christ, so that er nicht dergleichen, als wüßte ers, und wie es scheint, war es ihm sehr lieb, wenn die Sache nicht weiter zur Sprache kam. Die Verfolgungen hörten beynahe ganz auf. Kaiser Adrian aber, der in der Folge sogar an den Stellen, wo Jesus Christus geboren wurde, wo Er am Kreuze starb, und wo Er auferstand, Götzenbilder errichten ließ, legte sogleich bey dem Antritte seiner Regierung seinen Haß gegen die Christen an den Tag. Das Feuer der Verfolgungen, das beynahe erloschen war, loderte aufs neue empor. Viele Christen wurden gefoltert, und aufs grausamste ermordet. Es erscholl wieder, wie früherhin das furchtbare Geschrey des wüthenden Heidenvolkes: „Werft die Christen den Löwen vor!“

Als Eustachius zu Rom ankam, nahm Kaiser Adrian den siegreichen Feldherrn sehr gütig auf, lobte ihn wegen der überreichten Siegeszeichen, versicherte ihn seiner Gnade und überhäufte ihn mit Geschenken. Der Kaiser ordnete hierauf ein Siegesfest an, und stand an dem dazu bestimmten Tage wirklich schon bereit, sich mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge in den Tempel zu begeben, und seinen Göttern ein feyerliches

Opfer zu entrichten Eustachius sollte ihn begleiten, um dort an den Altären der heidnischen Götter Weihrauch in die Glut zu streuen, und dann aus der Hand des Kaisers den Lorbeerkranz zu erhalten. Allein Eustachius weigerte sich, den Kaiser dahin zu begleiten, und die Schwelle des Tempels zu betreten

„Wie? rief der Kaiser entrüstet, den vaterländischen Göttern willst du für deine Siege kein Opfer darbringen? Du glaubst ihnen keinen Dank schuldig zu seyn, daß sie dir deine Gemahlin und deine Söhne wieder gesund und unverletzt zuführten?“

Eustachius antwortete freymüthig und furchtlos: „Mein Kaiser! ich bin ein Christ. Der Gott, den wir Christen anbethen, verlieh mir durch seinen Sohn Jesus Christus den Sieg; Er gab mir meine Gemahlin und meine Söhne wieder zurück. Ihm allein bin ich Dankopfer schuldig. Niemals werde ich deine Götter anbethen; sie sind nur eitle Traumbilder menschlicher Einbildungskraft, oder leblose Götzen von Menschenhand aus Stein oder Erz gebildet. Ich bethe den wahrhaftigen und lebendigen Gott allein an, der Himmel und Erde geschaffen, und seinen eingebornen Sohn in die Welt geschickt hat, die Menschen von Irrthum und Sünde, Elend und Tod zu erlösen.“

Der Kaiser glühte vor Zorn; so aufgebracht

er aber war, so hielt er sich noch zurück und stellte sich freundlich. Er mochte es für unschicklich, ja zur Zeit noch für gefährlich halten, den rühmlichen Sieger schmählichen Strafen zu unterwerfen. Er wollte erst versuchen, was Schmeicheleyen und Versprechungen über ihn vermöchten. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf; allein Eustachius blieb unbeweglich. Der Kaiser entließ ihn ohne ein besonderes Zeichen seiner Ungnade; er verabredete aber heimlich mit einigen vornehmen Römern und Römerinnen, die mit Eustachius und Theopista aufgewachsen waren, sie sollten es dahin zu bringen suchen, daß Theopista und ihre Söhne den geliebten Gemahl und Vater, mit Thränen in den Augen und auf ihren Knien, bitten möchten, sich durch seinen unbeugsamen Sinn nicht dem Zorne des Kaisers auszusetzen, sondern den Göttern zu opfern.

Die fromme Gemahlin und die edlen Söhne schauderten vor einem solchen Antrage, der jedem besonders gemacht wurde, einmüthig zurück; alle waren fest entschlossen, lieber zu sterben, als Gott und Jesum Christum zu verläugnen. Ohne daß Eines um das Andere wußte, kamen sie bey Eustachius zusammen und erzählten ihm, was vorgegangen war. Vater, Mutter und Söhne bestärkten einander in dem Entschlusse, zu sterben; denn sie waren nunmehr überzeugt, daß Gott sie deßhalb wieder lebend zusammen geführt habe,

um einander zu ermuntern, Gott und ihren Erlöser durch ihren Tod zu verherrlichen.

Als der Kaiser sah, der Weg der Güte, alle Schmeicheleyen und Versprechungen, alle Reize, die Ehre, Reichthum und Wollust für gewöhnliche Menschen haben, seyen hier vergebens angebracht, versuchte er es, den Eustachius und seine Familie durch Drohungen zu schrecken. Er ließ den Eustachius rufen, und sprach zu ihm: „Wie ich höre, hast du dich noch nicht eines Bessern besonnen; auch deine Gemahlin und deine Söhne sollen, wie man sagt, so halsstärrig seyn, wie du. Gehorche meinen Befehlen, oder ich werde dich nebst Weib und Kindern dem Richter übergeben, und dem Gerichte seinen Lauf lassen. Rechne darauf, es wartet dann auf euch alle ein gräßlicher Tod.“

Eustachius sprach: „Lieber Kaiser, ich bin bereit, dir in Allem, was recht und billig ist, zu gehorchen; mit Freuden will ich für das Wohl des Römervolkes, wie ich das schon öfter gethan habe, mein Blut vergießen. Allein gegen mein Gewissen kann ich nicht handeln; darüber hat niemand als Gott allein zu gebieten — und Gott muß man mehr gehorchen als den Menschen.“

Der Kaiser forderte ihm im größten Zorn die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde ab, befahl der Wache, ihn in das Gefängniß zu führen, und auch Theopisten und die beyden Söhne gefangen

zu nehmen. Sie wurden vor Gericht gestellt. Eustachius, seine Gemahlin und seine Söhne legten mit aller Freymüthigkeit das gute Bekenntniß ab, sie seyen Christen und wollen als Christen leben und sterben. Sie wurden verurtheilt, auf dem öffentlichen Schauplatze den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

Der Schauplatz war ein ungeheuer großer, runder Platz, der mit Sand bestreut war; steinerne Bänke, eine immer höher als die andere, zogen sich in weiten Kreisen umher, und erhoben sich, geräumig genug hundert Tausende von Menschen zu fassen, fast bis an die Wolken. Der schreckliche Tag brach an. Eine unzählige Menge von Menschen erfüllte die steinernen Sitze von unten bis oben, um da, außer Gefahr, dem schrecklichen Schauspiele zuzusehen. Der edle Feldherr Eustachius, seine Gemahlin und seine Söhne wurden unter einer Bedeckung von Soldaten gebracht. Die Gerichtsdiener stellten sie in die Mitte des Schauplatzes, und entfernten sich. Die heldenmüthigen Seelen aber freuten sich, auf eben dem Platze, wo einst Ignazius unter den Zähnen wilder Thiere blutete, die Märtyrerkrone zu erlangen. Wohl mochten sie seines schönen, sinnvollen Wortes gedenken: „Ich bin ein Getreide Gottes; ich muß von den Zähnen wilder Thiere zermalmt werden, um als ein reines Brod Christi erfunden zu werden.“

Das rohe Heidenvolk forderte mit furchtbarem Geschrey, und tobendem Ungestüm, man solle die wilden Thiere loslassen. Es war diesem Volke eine schauerliche Lust, es mit Augen anzusehen, wie schuldlose Menschen von wilden Thieren zerfleischt und verschlungen wurden! Die Fallen der Thierbehältnisse wurden aufgezogen; vier furchtbare Löwen stürzten hervor. Allein sie thaten den Heiligen nichts zu leid; sie schmiegten sich vielmehr, wie sanfte Lämmer zu ihren Füßen. Das Volk ging unzufrieden und murrend auseinander. Diese Menschen erkannten es nicht, daß sie grausamer seyen, als die wilden Thiere.

Der Kaiser war über diesen Ausgang sehr unwillig; Eustachius und seine Leidensgefährten wurden zu einer andern noch gräßlicheren Todesart verurtheilt. Sie sollten in einem ungeheuren, ehernen Ofen, der nach einer bekannten grausamen Erfindung, von außen die Gestalt eines wilden Stieres hatte, verbrannt werden. Schon Abends zuvor wurden mehrere Klafter Holz herbeygeführt, und der Ofen untergeschürt, um ihn glühend zu machen. Eine unzählige Menge Volkes versammelte sich am folgenden Morgen, so nahe, als es die Hitze gestattete, um den glühenden, ehernen Stier. Die Märtyrer wurden gebracht, um durch eine Seitenthüre in den Ofen geworfen und darin verschlossen zu werden. Eustachius blieb in der Nähe des glü-

henden Ofens stehen, erhob Augen und Hände zum Himmel, und bethete mit lauter Stimme, und seine Söhne und ihre Mutter betheten in der Tiefe ihres Herzens mit ihm: „Allmächtiger Gott, Herr Himmels und der Erde! Erhöre unser Flehen, und verleihe uns Deinen Dienern, daß wir, durch das Feuer ausgeglüht und bewährt, des Erbtheiles Deiner Heiligen theilhaftig werden mögen. Du hast uns den Glanz, den wir vormals in dieser Welt hatten, auf kurze Zeit wieder zurück gegeben; gieb uns anstatt dieser eitlen, schnell vorüber gehenden Ehre nunmehr jene Herrlichkeit, die kein Ende mehr nimmt. Sieh, wir opfern uns Dir willig und freudig auf. Das Feuer lodert bereits, Dir ein Brandopfer zu bereiten. Vater, Mutter und Söhne stehen als Opfer bereit. Laß Dir dieses Opfer gefallen, diejenigen aber beschämt werden, die sich Dir widersetzen. Dein nie genug gepriesener Name werde durch uns, Deine geringen Diener, verherrlicht. Ja, verschmähe dieses Opfer nicht, wie du das Opfer Abels, das Opfer Abrahams und das Blut des ersten Märtyrers Stephanus nicht verschmäht hast. Verleih uns und allen, die nach uns noch künftig den nämlichen Leidensweg gehen werden, Heil und Erlösung von allen Uebeln, die uns in diesem Jammerthale der Erde beschweren, und nimm uns alle auf in dein Reich!“

Nach diesem Gebethe vernahmen alle in ihrem Herzen, daß Gott dazu Amen sage; und wohl alle Heiligen und Engel im Himmel wiederholten das Amen jubelnd und frohlockend.

Eustachius, seine Gemahlin und seine Söhne wurden in den Ofen geworfen, und waren wohl augenblicklich des Todes. Ihre Geister wurden in den Himmel versetzt; ihre Leiber aber fand man, da nach drey Tagen der Ofen geöffnet wurde, von dem Feuer nicht zerstört, ja wie die Sage will, unversehrt. Fromme Christen bestatteten sie zur Erde.

Das Andenken der heiligen Märtyrer Eustachius, Theopista, Agapius und Theopistus blieb unter den Christen im Segen; ja um ihr Andenken auch den Christen künftiger Zeiten unvergeßlich zu machen, wurden ihre Namen in das Gedächtnißbuch aller heiligen Märtyrer eingetragen, und der zwanzigste Tag des Herbstmonats zu ihrem Gedächtnißtage bestimmt.

Nachdem die Verfolgung der Christen, die noch zwey Jahrhunderte währte, endlich aufgehört hatte, erbaute man in der Gegend von Tibur, jetzt Tivoli genannt, an eben der Stelle, wo Eustachius einst auf der Jagd die himmlische Erscheinung gesehen hatte, eine Kapelle; über dem Grabe, in dem die Gebeine des heiligen Eustachius, seiner Gemahlin und seiner zwey Söhne ruhen, wurde eine Kirche erbauet. Diese

alte und herrliche Kirche steht in Rom noch. Zum Andenken an die Wohlthätigkeit des heiligen Eustachius, die der Anfang seiner Bekehrung war und ihm Gottes Wohlgefallen erwarb, werden in dieser Kirche von dem Römischen Volke jährlich reichliche Almosen dargebracht, und dann unter die Hausarmen ausgetheilt. Die Vertheilung der milden Gaben wird mit folgendem Gebethe beschlossen:

„Verleihe, o Gott, Deinen Dienern, die dem Beyspiele des seligen Eustachius nachahmen und die Armen Deiner Kirche auf Erden durch milde Gaben erfreuen, Gewährung ihrer Bitten, damit sie mit ihm und seinen Leidensgenossen sich bey Dir in der Herrlichkeit des Himmels ewig erfreuen mögen, durch Jesum Christum, deinen Sohn, unsern Herrn! Amen.“

Schmid, Christoph von,

Eustachius Eine Geschichte der christlichen Vorzeit ; Mit einem Titelkupfer

Augsburg 1828

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 121
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279401-6